Dr. Nikolaus Steiner

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Kolumbien

Vom 2. Januar bis zum 15. Februar 2013

Mythos Pablo Escobar

20 Jahre nach dem Tod von Kolumbiens berühmtestem Drogenboss pendelt das Land zwischen realistischen Friedenshoffnungen und andauerndem Drogenterrorismus

Von Dr. Nikolaus Steiner

Kolumbien, vom 2. Januar bis zum 15. Februar 2013

Inhalt

1. Zur Person 731

2. Prolog 731

3. Pablos Geschichte, Kolumbiens Geschichte 732

4. Ausgangspunkt der Recherchen: Medellín 739

5. Auf Pablos Spuren: Zu Besuch im „Barrio Pablo Escobar“ 743

6. Mediale Geschichtsaufarbeitung – die Fernsehserie „El Patrón del Mal“ 745

7. Pablos Erbe: Die Finca San Luis 748

8. Wissenschaftsansichten – Ein Besuch der „Universidad de Antioquia“ 750

9. „Leben konnte man das nicht nennen“ – Zeitzeugengespräche 752

10. „Ich habe schon den Tod gefühlt“ – Gespräche mit der jungen Generation 759

11. Licht und Schatten in Kolumbien - 20 Jahre nach Escobar 764

12. Die unglaubliche Geschichte des Diego Rendon 770

13. Fazit 773

1. Zur Person

Nikolaus Steiner, Jahrgang 1982, arbeitet als freier Autor und Reporter für die ARD. Er hat an der Universität zu Köln Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Politikwissenschaft und Völkerkunde studiert, dort anschließend im Fach Medienkultur über televisuelle Kriegskommunikation promoviert und als Lehrbeauftragter gearbeitet. Gleichzeitig volontierte er beim Westdeutschen Rundfunk und arbeitete danach ein Jahr als Redakteur bei der WDR-Jugendwelle 1LIVE. Seit 2011 ist er als freier Journalist für das ARD-Magazin MONITOR und für die Radiosender 1LIVE, WDR5, Deutschlandfunk und DRadioWissen sowie für die Deutsche Welle tätig.

2. Prolog

Am Ende waren es nur drei Schüsse, die einen Krieg beendeten. Einer traf den Rücken, einer den Oberschenkel und einer den Kopf des berühmtesten Drogenhändlers der Geschichte. Es war der 2. Dezember 1992, gegen Mittag, als eine kolumbianische Spezialeinheit das Haus von Pablo Emilio Escobar Gaviria stürmte und den „Patrón“, den Chef, wie sie ihn nannten, auf der Flucht erschoss. Damit endete nicht nur ein blutiges Kapitel in der Geschichte Kolumbiens mit mehreren Tausend Toten, sondern auch eine mehrjährige Jagd, die von der US-Regierung militärisch, logistisch und finanziell unterstützt wurde und in dessen Folge Hunderte Zivilisten, Polizisten und Soldaten ihr Leben ließen.

Die Geschichte Pablos ist die Geschichte vom Aufstieg eines brutalen, rücksichtslosen Machtmenschen, der Milliarden Dollar verdiente, riesige Anwesen besaß und jede Schönheitskönigin in seinem Bett hatte, die er wollte. Dafür entführte, folterte und tötete er. Männer, Frauen und Kinder. Er bekämpfte den Staat bis aufs Blut, bis der Staat selbst anfing zu entführen, zu foltern und zu töten, um Pablo zur Strecke zu bringen. Der Rechtsstaat gab sich selbst auf, um zu siegen. Der Name Pablo Emilio Escobar Gaviria ist somit mit einem dunklen Kapitel der jungen kolumbianischen Demokratie verbunden.

Die Geschichte von Pablo Escobar ist aber wesentlich mehr als ein hollywoodreifer Thriller mit motorisierten Auftragskillern, Kokainpaketen und Autobomben. Seine Geschichte ist zugleich ein Spiegel der kolumbianischen Kultur, die seit Jahrzehnten von sozialer Ungleichheit, extremer Armut, Gewalt und Vertreibung gekennzeichnet ist.

Pablo Escobar erkannte als Erster, welche Nachfrage es für Kokain in den USA gab. Er eroberte diesen Markt und wurde zum siebtreichsten Mann der

Welt. Er besaß Ländereien in Kolumbien, Panama, der Karibik und den USA. Er hatte Nummernkonten in der Schweiz und liebte Marihuana, 14-jährige Jungfrauen und seine Familie gleichermaßen. Wer in seinen Augen als Feind galt, musste Grausames erwarten: Frauen und Kinder wurden gefoltert, Menschen wurden bei lebendigem Leib begraben, angezündet, zerhackt oder in Säure aufgelöst. Gewalt, Einschüchterung und Schmiergeldzahlungen waren Pablos Mittel zum finanziellen Erfolg. Es ist Ausdruck eines tief verankerten kulturellen Musters in Kolumbien, dass Gewalt als ein adäquates Mittel der Konfliktlösung betrachtet wird. Es ist ein legitimes Mittel, um seine Interessen zu erreichen und führt letztendlich – zumindest in den Augen des Anwenders – zu Gerechtigkeit. Die Mentalität von Pablo sagt somit viel mehr über die gesamtkolumbianische Mentalität aus als viele Kolumbianer wahrhaben wollen.

Sechs Wochen habe ich in Kolumbien verbracht, um zwei Fragen nachzugehen. Erstens: Wie sehen die Kolumbianer, vor allem die junge Generation, Pablo Escobar und damit ihre eigene, jüngere Geschichte? Zweitens: Wie steht Kolumbien heute, zwanzig Jahre nach dem Tod von Pablo Escobar da? Der folgende Bericht ist die subjektive Interpretation meiner Rechercheergebnisse. Mein Bild von Pablo Escobar und Kolumbien heute setzt sich aus Dutzenden Gesprächen mit Zeitzeugen, Wissenschaftlern, Jugendlichen, NGOs und Kirchenvertretern sowie aus meinen Beobachtungen mosaikartig zusammen.

3. Pablos Geschichte, Kolumbiens Geschichte

Wer verstehen will, wie aus dem Sohn eines Viehzüchters und einer Lehrerin einer der brutalsten Mafia-Bosse und reichsten Männer der Welt werden konnte und wer verstehen will, warum in Kolumbien seit mehreren Jahrzehnten ein blutiger Bürgerkrieg zwischen Guerilla, Paramilitärs, Armee und Drogenhändlern tobt, warum Tod und Gewalt für Kolumbianer mittlerweile zum Alltag gehören wie Kaffee und Maisfladen, der kommt nicht darum herum, sich mit der Historie auseinandersetzen.

Die Geschichte Kolumbiens ist die Geschichte von Gewalt und Krieg. „Gott hat uns das schönste Land geschenkt, zur Strafe hat er die bösesten Menschen reingesteckt“ – lautet ein weitverbreitetes kolumbianisches Sprichwort. Nach dem Unabhängigkeitskrieg und der Staatengründung Anfang des 19. Jahrhunderts verging kaum ein Jahr ohne Blutvergießen. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es acht größere Bürgerkriege zwischen konservativen und liberalen politischen Bewegungen. Der Heftigste dabei war der „Krieg der tausend Tage“, der mehr als 100.000 Tote forderte. Ko-

lumbien kam nie zur Ruhe. Die unterschiedlichen politischen Strömungen hatten unterschiedliche Vorstellungen davon, wie die kolumbianische Gesellschaft zu organisieren sei: Die Konservativen orientierten sich an der spanischen Tradition einer hierarchisch gegliederten, autoritären Gesellschaft, bei der vor allem die katholische Kirche als soziale und moralische Instanz großen Einfluss besaß. Die Liberalen hingegen richteten ihr Modell nach neuen Ideen wie Gedankenfreiheit, individueller Fähigkeit und Selbstständigkeit, freiheitlicher Demokratie, freiem Handel und wirtschaftlicher Freizügigkeit aus. Soweit der politische Konflikt.

Doch abseits alternativer politischer Vorstellungen besteht das Grundproblem des kolumbianischen Konfliktes vor allem in der sozialen Ungleichheit. Schon seit der Kolonialisierung kontrollierte stets eine kleine Elite einen Großteil des Landes und des Reichtums und war immer darauf bedacht, mit allen Mitteln Macht und Status zu erhalten. Bereits in der ersten kolumbianischen Verfassung wurde nur denen ein Wahlrecht zugesprochen, die vermögend und gebildet waren. Die Überlegung war, dass nur ein Mensch mit Eigentum auch Verantwortung übernehmen könne, weil nur dieser überhaupt ein Interesse daran habe, sein Vaterland, seinen Besitz, zu verteidigen. Dieses Gedankengut, das den Reichen und Mächtigen mehr Rechte einräumt als den sozial Schwachen, ist einer der Hauptgründe für die ständige Gewalt, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte zieht.

Durch das Wirtschaftswachstum, vor allem durch den am Ende des 19. Jahrhunderts prosperierenden Export von Agrargütern wie Kaffee, Kakao und Tabak, wurde die Schere zwischen Arm und Reich immer größer. 1928 zum Beispiel forderten 25.000 Bananenbauern in Nordkolumbien ihre (US-amerikanische) Firma United Fruit Company (heute Chiquita) dazu auf, menschenwürdige Unterbringungen, bessere Arbeitsbedingungen und faire Löhne anzubieten. Der folgende Aufstand wurde von der kolumbianischen Armee blutig niedergeschlagen. Dieses „Massaker in der Bananenzone“ ist auch eindrucksvoll in dem Buch Hundert Jahre Einsamkeit des kolumbianischen Literaturnobelpreisträgers Gabriel García Márquez beschrieben.

Außerdem gab es schon seit der Existenz des Staates Neu-Granada, der später in Kolumbien umbenannt wurde, Spannungen zwischen den Regionen und der Zentralregierung in Bogotá. Zahlreiche Autonomiebestrebungen wurden militärisch niedergeschlagen. Der Zentralismus und dementsprechende Vorbehalte der Bevölkerung gegenüber der politischen Elite in Bogotá, bestehen bis heute.

1948 markiert ein besonderes Jahr in der kolumbianischen Geschichte. Es roch nach großen Veränderungen. In Bogotá trafen sich viele junge Intellektuelle, darunter auch ein gewisser Fidel Castro und Manuel Marulanda, später Gründer und Anführer der Guerilla Gruppe FARC-EP (Fuerzas

Armadas Revolucionaras de Colombia – Ejército del Pueblo; Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens – Armee des Volkes). Die jungen Linken hingen dem Marxismus an und waren überzeugt davon, dass sie es schaffen könnten, die alteingesessenen Eliten in Mittel- und Südamerika zu vertreiben. In Kolumbien verfügten zu dieser Zeit ein Prozent der Bevölkerung über 30% des Gesamteinkommens.

Eine der herausragenden Persönlichkeiten jener Zeit, die den Wandel hin zu einem gerechten und friedlichen Kolumbien symbolisierte, war die des jungen Jorge Eliécer Gaitáns, dessen Konterfei heute noch den 1.000 Pesos Schein ziert. Gaitán, der Hoffnungsträger für ein neues Kolumbien, wurde am 9. April 1948 ermordet. Bogotá versank in Gewalt. Es kam zum sogenannten „Bogotázo“, einem mehrtägigen Aufstand, bei dem fast das gesamte Stadtzentrum der Hauptstadt zerstört wurde. Das Militär beendete den Protest zwar gewaltsam, doch auch in anderen Landesteilen kam es zu Protesten von Gewerkschaftern und Bauern. Es begann die Zeit der „Violencia“, der Gewalt, die fast zehn Jahre andauerte und die von einem Kampf zwischen unterschiedlichen Guerillagruppen auf dem Land und der Regierung geprägt war. Bis 1966 forderte die Violencia 200.000 Tote und machte aus zwei Millionen Menschen Flüchtlinge.

Das war die Zeit als Pablo Emilio Escobar geboren wurde. Am 1. Dezember 1949 erblickte er in Rionegro, damals ein kleines Dorf auf einer Hochebene, rund eine Autostunde von Medellín entfernt, das Licht der Welt. Pablo Escobar erlebte als Kind die Grausamkeiten und den Terror, der sich in den Bergen rund um Medellín in dieser Zeit abspielte, hautnah mit. Es genügte damals nicht, einen Gegner zu verwunden oder zu töten, sondern es musste ein Exempel statuiert werden: Frauen wurden vor den Augen ihrer Familie vergewaltigt, Kinder wurden vor den Eltern ermordet. Die verstümmelten Opfer wurden anschließend zur Schau gestellt. Eine in dieser Zeit berühmt gewordenen Methode ist die der „Corbata Colombiana“, die „kolumbianische Krawatte“, bei der dem Opfer die Kehle durchgeschnitten und anschließend die Zunge aus dem offenen Hals herausgezogen wird, damit das Bild einer Krawatte entsteht.

Nach dem Sieg der kubanischen Revolution 1959 sprang der Funke auch nach Kolumbien über. Studenten und junge Intellektuelle aus den Städten schlossen sich zusammen, um, anders als die Guerillas der 1940er und 1950er Jahre, das gesamte Gesellschaftssystem und die politische Ordnung zu verändern. Die jungen Städter zogen aufs Land, um die Bevölkerung dort zum bewaffneten Kampf zu mobilisieren. Nicht alle Gruppen waren erfolgreich, lediglich der ELN (Ejército de la Liberación Nacional) und der EPL (Ejército Popular de Liberación) gelang es, sich dauerhaft zu etablieren. Mit kleineren Attentaten und Angriffen wurden die bewaffneten Gruppen immer

populärer. Zu diesem Zeitpunkt mischten sich die Vereinigten Staaten ein. Zur Abwehr kommunistischer und sozialistischer Gruppen in Lateinamerika trainierten sie kolumbianische Militärs in der Aufstandsbekämpfung, wie sie auch in Vietnam praktiziert wurde. Das kolumbianische Heer bekämpfte die Guerilla fortan mit US-amerikanischer Ausrüstung und Know-how, mit Hubschraubern und Bombardements. Als Reaktion schlossen sich 1966 mehrere Guerilla-Gruppen zu den Revolutionären Streitkräften Kolumbiens (FARC) zusammen, die im Laufe der Jahre immer mehr Anhänger rekrutierten und bis heute die größte Guerilla-Gruppe darstellen.

Pablo Escobar wuchs wohlbehütet in einer Mittelschicht-Familie auf, obwohl er später immer wieder betonte, dass er sich aus armen Verhältnissen hochgearbeitet habe. Er war ein guter Schüler, spielte gerne Fußball und war stets wohlgenährt. Als die Familie nach Envigado, damals noch ein Dorf bei Medellín, umzog, begann Pablo gegen seine Eltern und die Gesellschaft zu rebellieren. Er brach die Schule ab, rauchte Marihuana, hing im Rotlicht-Milieu herum, meistens mit seinem Cousin Gustavo, und begann mit ersten kleinkriminellen Aktionen: Er verkaufte geschmuggelte Zigaretten, gefälschte Lotteriescheine, geklaute Autos. Dabei zeichnete sich schon früh ab, dass Pablo Escobar kein gewöhnlicher Gangster war. Er hatte nie Angst, war unglaublich wagemutig und blieb auch in gefährlichen Situationen ungemein ruhig und besonnen. Je älter er wurde, desto mehr wuchsen auch seine Ambitionen: „Ich will was ganz Großes werden“, sagte er seiner Mutter Hermilde. Leute, die Pablo Geld schuldeten, wurden entführt, bis sie das Lösegeld aufbrachten. Manchmal wurde das Entführungsopfer anschließend trotzdem getötet, nur um zu zeigen, dass er es ernst meinte. Pablo hatte keinerlei Skrupel jederzeit zu tödlicher Gewalt zu greifen.

Mitte der 1970er Jahre erkannte Pablo, welches Potenzial im Kokainmarkt steckte. Konkurrenten räumte er kurzerhand aus dem Weg und kontrollierte am Ende des Jahrzehnts die Hälfte des Kokains, das in die USA gelangte. Das weiße Gold wurde zum Schmiermittel der kolumbianischen Wirtschaft. Ein Kilo brachte damals in Miami schon 40.000 Dollar. Die Bankguthaben in den vier größten Städten Kolumbiens wuchsen von 1976 bis 1980 um das Doppelte. Die Arbeitslosigkeit ging zurück, neue Industriezweige entstanden, die Baubranche boomte. Alle profitierten vom Kokaingeschäft und duldeten Pablos Handel. Wer sich ihm in den Weg stellte, bekam zwei Angebote: Plata o Plomo, Geld oder Blei. Entweder akzeptierte man Schmiergeld und schaute weg, oder man selbst (oder die Familienangehörigen) wurden erschossen. Da fiel die Wahl für viele nicht schwer. Der skrupellose Geschäftsmann Pablo pflegte im Privaten einen extravaganten Lebensstil. Für seine Hacienda Napolés, eine 3.000 Hektar große Ranch, ließ er Hunderte exotische Tiere einfliegen: Elefanten, Nashörner, Löwen, Nilpferde. Man-

che Arten kann man heute noch dort bestaunen.

Um seinen Drogenkrieg auch ideologisch zu rechtfertigen, bediente er sich einer linken Rhetorik, indem er gegen die Eliten in Bogotá und die Arroganz der Yankees agitierte. Diese Argumentation kam bei vielen gut an. Die Körper der jungen US-Amerikaner wurden mit kolumbianischem Koks vergiftet und im Gegenzug bekam man sogar noch Dollar dafür. Gleichzeitig zeigte sich Pablo als sozial verantwortlicher Mensch: Wo immer eine Straße oder ein Sportplatz, der mit seinem Geld erbaut worden war, eröffnet wurde, war er zur Stelle. Selbst wenn er das aus rein taktischen Gründen getan hat, um die öffentliche Meinung auf seine Seite zu ziehen, so muss man doch anerkennen, dass er wirklich etwas für die Gesellschaft geleistet hat: Fußballplätze, Rollschuhbahnen, Stromleitungen – es gab nichts, was er nicht mit seinen Drogendollars erbauen ließ.

Aber all das reichte ihm nicht. Pablo war davon überzeugt, dass er nach dem Papst die bedeutendste Persönlichkeit der Welt war. In diesem Größenwahn gefangen begab er sich in die kolumbianische Politik. Er unterstützte finanziell die Wahlkämpfe von Präsident Belisario Betancur und dessen Gegenkandidaten Julio Turbay. 1982 wurde Escobar selbst in den Kongress als Abgeordneter gewählt und besaß von nun an Immunität. Das war wichtig, denn seit 1979 gab es zwischen Kolumbien und den USA ein Auslieferungsabkommen. Das bedrohlichste Szenario für Pablo war die Vorstellung, lebenslang in einer US-amerikanischen Gefängniszelle zu sitzen. Anfang der 1980er Jahre war Pablo Escobar auf dem Höhepunkt seiner Macht. Ganze Boeing-727 Flugzeuge, vollgestopft mit 10.000 Kilo Kokain, schickte er ohne Mühe in die USA.

1982 wendete sich für Pablo das Blatt. Die Politiker, von denen viele auch direkt oder indirekt vom boomenden Kokainhandel profitierten, wollten schließlich so einen wie Pablo dann doch nicht im Kongress sehen. Der Justizminister Rodrigo Lara und der Vorsitzende der Liberalen Partei, Luis Carlos Gálan, sorgten dafür, dass Pablo aus der Partei ausgeschlossen wurde. Seine Politikkarriere war beendet. Pablo war bitter enttäuscht, hatte er doch wirklich geglaubt, eines Tages Präsident werden zu können. Gleichzeitig sagte die Regierung den Kokainhändlern den Kampf an, indem sie die Auslieferung aller Kartell-Mitglieder an die USA forderte und die Koka-Felder mit Herbiziden besprühen ließ. Darüber hinaus wurden mehrere Militäroperationen gestartet und Drogenlabore zerstört. Kurz darauf wurde Justizminister Lara erschossen. Pablos Krieg gegen den Staat hatte begonnen.

In dieser Zeit, 1984, war Pablo Escobar in Medellín unangreifbar. Er konnte sich frei bewegen, keiner bei Polizei und Militär, der an seinem Leben hing, hätte es gewagt, sich mit ihm anzulegen. Das Einzige, was Escobar wirklich Angst machte, war der Gedanke an eine Auslieferung in die USA.

Um diese zu verhindern, ließ er mehr als dreißig Richter umbringen, um den Obersten Gerichtshof dazu zu bringen, das Auslieferungsabkommen zu kippen. Im November 1985 stürmte die Guerilla-Gruppe M19 den Justizpalast im Zentrum Bogotás. Eine zentrale Forderung: Das Auslieferungsabkommen müsse aufgelöst werden. Die Regierung ließ Panzer auffahren und reagierte mit Härte. 90 Menschen wurden getötet, darunter 24 Richter. Sechstausend Gerichtsakten wurden zerstört, darunter auch die Unterlagen über Strafverfahren gegen Pablo Escobar. Die Friedensverhandlungen zwischen der Regierung und der FARC damals wurden beendet. Später stellte sich heraus, dass Pablo die M19 mit Geld und Waffen unterstützt hatte.

Doch das Auslieferungsabkommen hatte weiterhin Bestand und der Kampf gegen Pablo bekam Rückenwind aus den USA. Dort wurde 1987 der Drogenhandel als Gefahr für die Nationale Sicherheit eingestuft. Jetzt konnte das Militär direkt im Krieg gegen das Medellín-Kartell eingesetzt werden. Pablo versuchte jetzt auch in Washington direkt Einfluss zu nehmen. Er spendete Geld an einen Henry Kissinger nahestehenden Thinktank und beauftragte einen Anwalt, der eng mit Jeb Bush, dem Sohn des designierten US-Präsidenten zusammenarbeitete. In Kolumbien ließ er den sehr populären Präsidentschaftskandidaten Luis Carlos Galán ermorden und um den Nachfolgekandidaten César Gaviria zu töten, deponierte er eine Bombe an Bord einer kolumbianischen Fluglinie. 110 Menschen starben in der Luft, Gaviria war nicht dabei. Beide Attentate erwiesen sich als großer Fehler. Pablo war nun Staatsfeind Nr.1.

Mit US-amerikanischem Geld wurde eine Polizei-Sondereinheit aufgestellt, um Pablo zu fassen. Der sogenannte „Fahndungsblock“ („Bloque de Búsqueda“) sollte ihn zur Strecke bringen. Gleichzeitig verfolgte ein Spezialteam der CIA die Telekommunikation von Pablo, um seinen Aufenthaltsort aufzuklären. Pablo reagierte mit Attentaten, Entführungen und Bombenanschlägen. Einer der größten war der vor einem Behörden-Gebäude in Bogotá am 6.12.1989. 500 Kilo Sprengstoff kostete 70 Menschen das Leben. Doch auch der Fahndungsblock feierte Erfolge. Viele von Pablos Mitarbeitern und Familienmitgliedern wurden in den nachfolgenden Monaten verhaftet oder getötet. Das Netz zog sich zu - mit blutigen Folgen: In den beiden ersten Monaten des Jahres 1991 wurden jeden Tag in Kolumbien im Schnitt 20 Morde begangen. Seit dem Jagdbeginn auf Pablos Netzwerk waren in Medellín bereits rund 500 Polizisten gestorben.

Pablo Escobar sah sich gezwungen einen Deal zu machen: Der kolumbianische Staat erklärt das Auslieferungsabkommen für ungültig, im Gegenzug begibt sich der Drogenboss freiwillig ins Gefängnis. Das Besondere daran war, dass der „Patrón“ sich das Gefängnis selbst gebaut hatte. „La Catedral“, wie der Knast bezeichnet wurde, verdiente dabei seinen Namen: Es gab eine

Diskothek, einen Fußballplatz, mehrere Fernseher und jedweden Luxus, auf den Pablo Escobar auch während der sog. „Gefangenschaft“ nicht verzichten wollte. In Wahrheit leitete er seine Organisation weiter wie bisher und ging aus dem Gefängnis ein und aus, wie es ihm in den Kram passte.

Dem kolumbianischen Staat war klar, dass er reagieren musste. Immer noch strömte das Kokain tonnenweise in die USA – obwohl Escobar nun interniert war. Die Regierung ordnete schließlich an, dass das Gefängnis gestürmt werden solle. Doch als das Militär eintraf, war Pablo schon auf der Flucht. Der Krieg begann von Neuem – und Pablo hatte einen neuen Gegner.

Während seiner Zeit im Gefängnis hatte Pablo zwei seiner engsten Mitarbeiter hinrichten lassen. Er warf ihnen vor illoyal gewesen zu sein und Geld beiseitegeschafft zu haben. Die Angehörigen, die mächtigen Familien Galeano und Moncada, schworen Rache. Somit konstituierte sich eine neue militärische Gruppe, die Pablo nach dem Leben trachtete: „Los Pepes“ (Perseguidos por Pablo Escobar; Verfolgte von Pablo Escobar). Von nun an wurde Pablo sowohl vom Fahndungsblock als auch von „Los Pepes“ gejagt. Beide bedienten sich derselben Methoden, wie der Drogenboss selbst: Sie folterten und ermordeten jeden, der im Verdacht stand für Escobar gearbeitet zu haben. Somit zog sich das Netz zu.

Pablo reagierte mit Terror. Fast täglich ließ er Bomben in seiner angeblich geliebten Heimatstadt Medellín hochgehen. Seine Familie versuchte verzweifelt politisches Asyl – auch in Deutschland – zu beantragen. Ohne Erfolg. Sie sollte sich später in Argentinien niederlassen. Am Ende der Jagd waren nur noch Pablo und seine zwei Leibwächter übrig, versteckt in einem kleinen Haus südlich des Zentrums von Medellín. Als Pablo eines Tages mit seinem Sohn per Funkgerät sprach, konnte die Spezialeinheit mithilfe der CIA-Technik seinen Aufenthaltsort bestimmen. Das Haus wurde gestürmt. Angeblich war Pablo bei seiner Flucht auf dem Dach sofort tot. Der perfekte Einschuss im Kopf lässt Spekulationen zu, dass es sich um eine gezielte Tötung gehandelt haben könnte. Sonst, so die damalige Befürchtung vieler, hätte Pablo sich mit juristischen Finessen wieder in die Freiheit winden können. Der Rechtsstaat hatte Pablo schließlich zur Strecke gebracht, indem er sich selbst aufgegeben hatte.

Pablo war tot, Gewalt und Drogenhandel blühten weiter. Es begann die Zeit der Paramilitärs. Um ihre Besitztümer vor Angriffen der Guerilla zu schützen, wurden die sog. „Autodefensas“, die Selbstverteidigungsgruppen, in den 1980er Jahren von reichen Großgrundbesitzern gegründet. In dem Jahrzehnt nach Pablos Tod 1993 wurden die Paramilitärs, die unter dem gemeinsamen Label „AUC“ (Autodefensas Unidas de Colombia; Vereinigte Bürgerwehren Kolumbiens) agierten, immer stärker und brachten immer mehr Territorien in ihre Gewalt. Kleinbauern wurden vertrieben, ganze Ort-

schaften massakriert. Unter der Regierung Alvaro Uribes (2002 – 2010) demobilisierten sich mehrere paramilitärische Gruppen offiziell. Doch noch heute wüten Nachfolgeorganisationen auf dem Land (siehe Kapitel 10) und in den Großstädten. In einer davon, in der zweitgrößten kolumbianischen Stadt Medellín, beginnen auch meine Recherchen zu Pablo Escobar.

4. Ausgangspunkt der Recherchen: Medellín

Um Pablo Escobars Spuren zu verfolgen und um zu verstehen, welche Bedeutung er heute noch in der kolumbianischen Gesellschaft besitzt, habe ich die meiste Zeit meines Aufenthaltes an dem Ort verbracht, den Escobar seine Heimat nannte und den er ,nach eigenen Angaben, dem Tod in einer Gefängniszelle in den USA stets vorgezogen hat. Offiziell ist Medellín eine Metropole mit 3,5 Millionen Einwohnern. Doch wer sich abseits der touristischen Pfade begibt, in die „Barrios Populares“ und die „Comunas“, wie hier die Armenviertel im Volksmund bezeichnet werden, der wird von der Größe der Stadt schier erschlagen. Ich schätze jedenfalls, dass die Bevölkerung mit den Vororten mittlerweile das Doppelte betragen dürfte – aber, wie gesagt, offiziell ist das nicht, auch, weil nicht alle Viertel vom Zensus erfasst werden.

Medellín schlängelt sich in einem Tal, im Valle de Aburrá, von Nord nach Süd. Der ursprüngliche Stadtkern befindet sich auf einer Ebene am Fluss Medellín, der aufgrund der vielen Chemikalien und Abfälle schon lange nicht mehr wie ein Fluss aussieht und vor allem nicht, wie einer riecht. Im Gegensatz zum Rio Bogotá fließt er aber wenigstens - noch.

Je mehr Medellín gewachsen ist, desto mehr wurden die steilen Berghänge erobert. Vor allem die „Desplazados“, die Menschen, die vor dem kolumbianischen Bürgerkrieg in den 1970er, 80er und 90er Jahren vom Land in die Stadt geflohen waren, bauten sich an den Berghängen ihre Hütten. Ohne Bebauungsplan, einfach kreuz und quer. Das Resultat ist eine visuell faszinierende Architektur der Armut, eine Ästhetik des Chaos, die die meisten Viertel kennzeichnet. Das Stadtbild erinnert ein wenig an eine mittelalterliche, europäische Stadt mit verwinkelten Gassen, steilen Treppen und Schleichpfaden. Medellín ist ein bedeutendes industrielles Zentrum, vor allem im Bereich Textilherstellung, Möbelfabrikation, Zementherstellung und Blumenzucht. Sie wird als Stadt des „Ewigen Frühlings“ bezeichnet, weil es fast jeden Tag um die 28 Grad warm ist und die Temperaturen nur extrem selten unter 16 Grad fallen. Vielleicht ist das auch der Grund, warum die „Paisas“, wie sich Bewohner der Region selbst bezeichnen, eigentlich immer gut gelaunt sind, immer einen Spruch oder einen Witz parat haben und

auch keine Scheu haben ihre Lebensfreude zum Ausdruck zu bringen, vor allem beim Tanzen.

In Medellín ist es immer laut. Das liegt zum einen am dichten Verkehr, der sich auf zu wenige Straßen verteilt. Das liegt zum anderen aber einfach daran, dass sich das Leben hier – auch aufgrund des Wetters – vor allem auf der Straße abspielt und viele Menschen ihr tägliches Brot im informellen Sektor verdienen, d. h. als Händler auf der Straße, die Kaugummis, Zigaretten, Maisfladen oder Glühbirnen anbieten. Auf der Straße kriegt man eigentlich alles. Obwohl diese Geschäfte laut Verfassung eigentlich nicht erlaubt sind, fallen diese Menschen für die Regierung trotzdem nicht in die offizielle Arbeitslosenstatistik, die bei ca. 10% liegt.

Ich bin während meines Aufenthaltes bei dem katholischen Pfarrer Samuel Arias Álvarez untergekommen. Das Kuriose: Er ist Pfarrer einer Gemeinde ohne Kirche. Seine Gottesdienste muss er unter freiem Himmel zelebrieren. Denn die Viertel, für die er zuständig ist, sind gerade neu erbaut worden, eine physische Kirche gibt es noch nicht. Es sind Sozialbauten im Nordwesten Medellíns, hoch oben auf dem Berg. Von hier aus hat man eine wunderbare Aussicht auf einen großen Teil der Metropole mit allen Kontrasten: Fällt der Blick nach rechts, sieht man die Comuna13, das wohl gefährlichste Viertel Medellíns. Geht der Blick nach links, sieht man die Hochhäuser des Reichenviertels „El Poblado“, wo die Elite Medellíns residiert. Das alles kann man von hier oben, von der „Cuidadela Nuevo Occidente“, wie der neue Stadtteil bezeichnet wird, sehen. Das Viertel, in dem Pfarrer Samuel Arias Dienst verrichtet, besteht nur aus Hochhäusern, die alle die gleiche Form, die gleiche Höhe und die gleiche Raumaufteilung aufweisen. Die Stadt hat sie bauen lassen – weit weg vom Stadtkern – um den Menschen aus den Elendsvierteln hier anständige Wohnungen anzubieten. Eine gute Idee. Wahr ist aber auch, dass die Slums deshalb zwangsgeräumt wurden, die Bewohner wollten nämlich nicht weg. Einige sagen sogar, dass die Stadt deshalb die Slums angezündet und anschließend Stahlpfeiler in den Boden habe rammen lassen, damit dort keine Hütten mehr errichtet werden können. Das Problem ist, dass die Menschen gar nicht daran gewöhnt sind, in normalen Wohnungen zu leben. Manche haben Angst vor der Höhe, andere wissen nicht, wie man Telefon- und Wasserrechnungen bezahlt. Aber das größte Problem ist, dass die Menschen hier oben keine Perspektiven haben. Die meisten sind arbeitslos und das Zentrum, wo es Arbeit gibt, ist weit weg. Viele, die hier leben, so erzählt es mir Pfarrer Samuel, leben vom Stehlen, dem Drogenhandel und der Prostitution.

Für mich ist es eine sehr merkwürdige Situation: Auf der einen Seite sehe ich all diese schönen neuen Hochhäuser mit der phänomenalen Aussicht und der frischen Luft, auf der anderen Seite spielen sich in den dortigen Woh-

nungen wahre Dramen ab: Viele Kinder sind mangelernährt, die intrafamiliäre Gewalt ist hoch und bis zu neun Familienmitglieder leben ohne jegliche Beschäftigung in den 50 Quadratmeter großen Wohnungen, was wiederum zu Spannungen führt.

Als die ersten Hochhäuser vor vier Jahren errichtet worden waren, gingen die Bandenkriege um Territorium und Drogenmarkt los. Die Viertel waren klar aufgeteilt, trotzdem kam es zu täglichen Schießereien mit vielen Toten. Die Gottesdienste von Pfarrer Samuel Arias mussten regelmäßig abgebrochen werden, weil Kugeln in Richtung der Teilnehmer flogen. Der Pfarrer, der sich im Konflikt der Banden stets neutral verhielt, wurde selbst schon bedroht, weil er einem Schwerverletzten einer Bande geholfen hatte. Die Polizei ließ sich nur blicken, wenn die Schießereien bereits vorbei waren. Die Menschen lebten in Angst. Heute ist das Viertel ruhig, es gibt kaum noch Schießereien. Wie kam es zu dem plötzlichen Frieden? Gibt es neue Sozialprogramme? Ist die Armee eingeschritten? „Es ist ganz einfach“, sagt mir der Pfarrer, „die eine Bande hat gewonnen, die anderen sind alle tot.“ An dem Tag, als die Bande aus „San Cristobal“ die letzten sechs Mitglieder der anderen Bande aus „Las Flores“ erschossen hatte, liefen sie durch die Straßen und riefen: „Ab jetzt herrscht Frieden“. Sie kontrollieren seitdem den Drogenhandel und entscheiden, was im Viertel Recht und Unrecht ist. Doch den Bürgern und auch dem Pfarrer ist das nur Recht, schließlich müssen sie nicht mehr befürchten von einer Kugel getroffen zu werden. Es ist ein falscher Frieden. Die Köpfe der Gang wohnen übrigens nicht hier. Sie residieren im Reichenviertel „El Poblado“ und kommen regelmäßig in teuren Geländewagen mit schwarz-getönten Scheiben vorbei, um Geld aus dem Drogenhandel zu kassieren oder Waffen zu verteilen. Das Weiß hier jeder, doch darüber reden will so gut wie niemand. Ebenso wenig wie mit der Polizei. Keiner hat hier Vertrauen in die Uniformierten, die eher wie Statisten wirken, die ab und zu auftauchen, wenn der Hauptakt schon vorbei ist.

Hier also wohne ich einige Wochen. Es ist nicht ungefährlich, weil blonde, blauäugige Ausländer, die per se als reich gelten, immer noch potenzielle Entführungsopfer darstellen. Die Gefahr geht dabei aber nicht mehr von der Guerilla aus, die Ausländer gerne mal jahrelang in den Bergen gefangen hält, sondern von kleinen kriminellen Zellen, die Menschen in einem sogenannten „Secuestro Exprés“, einer Expressentführung, solange gefangen halten, bis das jeweilige Konto leergeräumt ist. Besser als einige Jahre im Dschungel zu verbringen, aber auch eine Erfahrung, auf die ich bis jetzt, Gott sei Dank, verzichten konnte.

Pfarrer Samuel hat mir ein kleines Zimmer zur Verfügung gestellt, wo ich schlafen und arbeiten kann. Luxus sieht anders aus, aber es gibt fließend Wasser und Strom. Der Lichtschalter ist kaputt, also muss ich abends die

Birne mit einem Handtuch rein- und rausdrehen. Eine Reparatur ist erst mal nicht geplant. Man passt sich in Kolumbien den Gegebenheiten einfach an und überlegt sich Strategien, wie man mit der Situation zurechtkommt. Und das zeigt ein bisschen die Mentalität der Menschen hier. Sie werden kreativ, wenn es darum geht, Probleme zu lösen. Die Mechaniker im Zentrum Medellíns gelten als die besten im Land, weil sie alles repariert bekommen – auch ohne Ersatzteile. Der „Paisa“ ist unglaublich anpassungsfähig und innovativ - vor allem, wenn es ums Geldverdienen geht. Nicht umsonst lief während meines Aufenthaltes in Medellín gerade eine Ausstellung über Charles Darwin. Der „Paisa“ Pablo Escobar verkörperte dies wie kein Zweiter.

In Medellín hat sich ein regelrechter Pablo-Tourismus etabliert. Es gibt Touren, die an seine Wirkungsstätte führen, inklusive einem Small-Talk mit seinem Bruder Roberto, der anscheinend nicht mehr über die Milliarden seines Bruders verfügt, sonst würde er sich an solchen Touristenrunden wohl nicht beteiligen. 100 Dollar kostet die Tour, auf die ich aber verzichte und mir die Orte lieber selbst anschaue. Im Übrigen sind die offiziellen Punkte nicht besonders spektakulär: Es sind Wohnhäuser, in denen Pablo sich versteckt hielt und die heute anderen gehören. Als ich die Familie, die heute in dem Haus lebt, in dem Pablo Escobar von der Spezialeinheit erschossen wurde, frage, ob ich ein bisschen mit ihnen über die Geschichte des Hauses plaudern könne, werde ich barsch abgewiesen: „Jeden Tag kommen Touristen hierher und fragen uns nach Pablo, wir haben einfach keinen Bock mehr.“ Dafür, dass die Kolumbianer eigentlich ein extrem gastfreundliches und redseliges Volk sind, ist das wirklich eine erstaunliche Reaktion, die zeigt, welche extremen Ausmaße die Begeisterung für den Drogenbaron, gerade bei Europäern und US-Amerikanern, mittlerweile angenommen hat.

Interessanter ist da schon ein Besuch bei „La Catedral“, dem Gefängnis, das Pablo für sich selbst bauen ließ. Es ist nicht leicht, einen Taxifahrer in Envigado zu finden, der weiß, wo das liegt. Es geht dann auf einer langen Fahrt auf einer ungeteerten Straße hoch hinauf auf den „Monte Catedral“, wo heute nur noch die Ruinen zu besichtigen sind. Damit die Menschen nicht sehen, in was für einem Luxus Pablo als „Gefangener“ lebte, mit Disco, Bar, Marmorbädern usw., ließ die Regierung das Gefängnis zerstören. Den Rest erledigten dann Glücksritter, die hofften in den Ruinen Dollar oder Waffen zu finden, die Pablo dort vergraben hatte. Doch die Orte, wie das Gefängnis, sein Wohnhaus „Monaco“ oder sein Grab auf dem Friedhof in Itagüí im Süden Medellíns, sind bloß Orte der Vergangenheit. Das Leben dort ist heute ein ganz anderes, als es damals war. Man kann die Geschichte dieser Orte nachlesen. Mich interessiert bei meinen Recherchen aber vor allem das Heute. Wie blicken die Menschen, die heute in Medellín leben,

auf Pablo Escobar. Um Antworten zu finden, begebe ich mich in das Viertel, das Pablo Escobar auf eigene Rechnung erbauen ließ: Barrio Pablo Escobar.

5. Auf Pablos Spuren: Zu Besuch im „Barrio Pablo Escobar“

Es gibt Viertel in Medellín, in die kann man sich als Tourist nicht mal verirren. Das Viertel „Pablo Escobar“ gehört dazu. Es liegt östlich des Stadtzentrums an einem steilen Berg. Nur wenige Zufahrtsstraßen und Buslinien verbinden diesen Teil der Stadt mit dem Rest der Welt. Es gibt keine Möglichkeit mit dem Auto an ein Haus heranzufahren, lediglich kleine Treppen schlängeln sich den Hang hinauf. Links und rechts davon liegen die Häuser, die alle gleich groß gebaut und räumlich aufgeteilt sind. Das Viertel ist nicht ungefährlich. Jugendliche mit rot unterlaufenen Augen stehen an den Straßenkreuzungen und beobachten jede Bewegung im Viertel. Nachts hört man oft Schüsse oder sieht Mündungsfeuer aufblitzen. Ich habe mich hier mit Wberney Zabala alias „El Mocho“ verabredet, dem lokalen Bürgersprecher. Ohne ihn könnte ich mich hier nicht frei bewegen. Wberney war Soldat und hat einen Arm im Krieg gegen die Guerilla verloren. Seitdem lebt er von seiner Invalidenrente und mischt in der Lokalpolitik mit. Das Haus, in dem er lebt, haben seine Eltern von Pablo Escobar geschenkt bekommen.

Wberney führt mich durch die schmalen Gassen: „Pablo hat ein Programm aufgelegt, das „Medellín ohne Slums“ hieß. Er wollte, dass jede Familie hier ein Dach über dem Kopf bekommt“. 453 Häuser ließ Pablo Escobar hier errichten und schenkte sie den Ärmsten der Armen. 1.000 Wohneinheiten sollten es am Ende werden, aber dazu kam es nicht mehr. Als Pablo zunehmend vom Jäger zum Gejagten wurde, versteckte er sich oft in dem Viertel. „Nein, er musste sich nicht verstecken“, korrigiert mich Wberney, „schließlich war das alles hier sein Zuhause.“ Als Pablo Escobar vom Fahndungsblock gesucht wurde, postierten sich die Menschen an den Eingang vom Viertel und warnten ihn, falls Gefahr drohte. „Polizei und Militär waren täglich hier und haben die Häuser durchsucht.“

Offiziell heißt das Viertel „Medellín sin Tiburios“. Doch um dem Drogenboss Ehre zu gebieten, nennen die Bewohner es „Barrio Pablo Escobar“. Überall ist er präsent: Sein Gesicht wurde an Mauern gesprayt, Fotos von ihm zieren die Wohnzimmer. 16.000 Menschen leben hier mittlerweile, keiner von ihnen spricht schlecht vom „Patrón“. Und man sollte in diesem Ambiente auch keine allzu kritischen Fragen stellen, die den Drogenterroristen in ein schlechtes Licht rücken könnten. „Weißt du“, sagt mir Wberney, während wir eine Stufe nach der anderen erklimmen, „in Kolumbien werden die Menschen, die Gutes tun, vom Staat verfolgt.“ Und er meint es ernst, denn

bis heute leiden die Menschen in seinem Viertel unter der Stigmatisierung vom Staat und der Stadt. In keinem Stadtplan findet sich das Viertel. Es gibt keine Schule, kein Krankenhaus, keinen Fußball- oder Spielplatz. Das Viertel existiert offiziell nicht, es ist illegal. „Die Stadt stigmatisiert uns, weil sie nicht will, dass ein Viertel nach Pablo Escobar benannt wird. Das würde dem Ansehen schaden, denken sie.“ Alle, mit denen ich im Viertel spreche, sind glühende Verehrer Pablo Escobars, schließlich bekamen ihre armen Familien Häuser geschenkt. Darüber, was Pablo Escobar als Gegenleistung verlangte, nämlich bedingungslose Unterwerfung und Erfüllung von Aufträgen, wird hier geschwiegen. „Natürlich respektieren wir auch den Schmerz der Opfer“, sagt der Bürgersprecher. „Hier im Viertel gibt es auch einige, die Opfer seiner Autobomben wurden. Wir heißen das nicht gut. Aber für die Meisten hier war er nun mal ein guter Mensch. Man muss die Geschichte so erzählen, wie sie war und nicht, wie sie viele hören wollen.“ Nach der Ausstrahlung einer Fernsehserie über das Leben von Pablo Escobar kommen immer mehr interessierte Touristen in das Viertel, d.h. sie fahren mit dem Taxi durch. Aussteigen wollen nur die wenigsten. Wberney ist sich sicher, dass der Pablo-Tourismus eine gute Einnahmequelle für die Bewohner hier sein könnte, aber die Stadt verhindere das. „In keinem Stadtplan, in keinem touristischen Reiseführer sind wir erwähnt“, sagt „El Mocho“ und schüttelt den Kopf. Die Verehrung Pablos wird hier wohl noch einige Generationen weitergehen. „Unser nächstes Ziel ist es, Pablo eine Statue zu bauen. Wir verkaufen jetzt Empanadas, sammeln Geld und dann bauen wir sie“, grinst Wberney. Seine Augen glänzen.

Padre Luis Eduardo Echavarría feiert regelmäßig Messen für Pablo Escobar. Zum einen, weil die Menschen ihn darum bitten, und zum anderen, weil er sehr an seinem Leben hängt. Eine Weigerung würde bei den Mächtigen des Stadtviertels auf wenig Verständnis treffen. Seine Kirche, die von Pablo Escobar erbaut wurde, war elf Jahre lang geschlossen. Die Erzdiözese hatte beschlossen, dass keine Messen in Tempeln gefeiert werden sollen, die mit Drogengeld errichtet worden waren. Wenn diese Forderung allerdings eins zu eins umgesetzt werden würde, gäbe es in Medellín bald kaum eine Kirche mehr, in der man noch Gottesdienste feiern könnte. Deshalb wurde die Kirche im Barrio Pablo Escobar vor einigen Jahren schließlich wieder eröffnet und Padre Echavarría hierher versetzt.

Es ist später Vormittag, als wir gemeinsam im Pfarrhaus sitzen. Der Pater nippt an einem Rotwein. „Pablo ist auch ein Sohn Gottes, der im Grunde ein guter Mensch war“, versucht er mich zu überzeugen. „Er hat den armen Menschen viel gegeben: Essen, Geld, Kleidung und er hat Busse organisiert, damit die Leute Ausflüge machen konnten“. Padre Echevarría ist 54 Jahre alt und hat hautnah miterleben müssen, wie an jeder Straßenecke in Medel-

lín eine Autobombe hochging. Doch viel Kritisches kommt ihm bei unserm Gespräch nicht über die Lippen, schließlich ist er Pfarrer der Gemeinde, in der Pablo wie ein Halbgott verehrt wird. Trotzdem, meint er, sei die Situation in Medellín heute wesentlich besser. „Es gibt keine Bomben mehr. Die Gewalt hat nicht die Kraft, die sie zu Pablos Lebzeiten noch hatte. Heute ist es ruhiger und friedlicher". Auch der Pater weiß um die Stigmatisierung der Bewohner des Viertels vonseiten der Stadt. Der Bürgermeister möchte das Viertel nun offiziell „Barrio la Esperanza", „Hoffnung", umbenennen. Pater Echevarría ist überzeugt, dass die Bewohner einwilligen werden. „Die, denen Pablo das Haus geschenkt hat, wollen das nicht. Aber die neue Generation, die jungen Leute, sind schon damit einverstanden", meint er. Ich habe einen anderen Eindruck gewonnen.

6. Mediale Geschichtsaufarbeitung – die Fernsehserie „El Patrón del Mal"

Es ist das größte Serienprojekt in der kolumbianischen Fernsehgeschichte. Die Verfilmung des Lebens von Pablo Escobar mit dem Titel „El Patrón del Mal" (Der Boss des Bösen). Mehr als 50 Stunden, in 74 Episoden, wird das Leben von Escobar von der Kindheit bis zum Tod aus seiner Perspektive gezeigt. Viele Szenen wurden an Originalschauplätzen von Medellín bis Miami gedreht. Rund 1.300 Schauspieler waren beteiligt. Ausgestrahlt wurde die Serie von Mai bis November 2012, jeden Abend von 21 bis 22 Uhr im Fernsehsender „Caracol". Die erste Folge sahen 11 Millionen Kolumbianer – ein Viertel der Bevölkerung.

Dominiert wird der Fernsehmarkt in Kolumbien von zwei privaten Sendern: „Caracol" und „RCN" (Radio Cadena Nacional). Beide strahlen allabendlich Telenovelas aus, die auch im restlichen Fließprogramm täglich thematisiert werden. Eine Telenovela hat in Kolumbien einen anderen Stellenwert als bei uns die Seifenopern. Die Protagonisten der Serien werden zu nationalen Berühmtheiten und gehören zu den am besten bezahlten Schauspielern des Landes. Selbst prominente Charakterdarsteller des kolumbianischen Theaters treten regelmäßig in z.T. unglaublich schlecht geschriebenen und produzierten Novelas auf, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Die Serie über Pablo Escobar ist dabei der absolute Superlativ. Sie basiert auf der wohl umfangreichsten und besten Biografie über Pablo Escobar („La parábola de Pablo, auge y caída de un gran capo del narcotráfico") von Alonso Salazar, einem ehemaligen Bürgermeister von Medellín, der in detektivähnlicher Arbeit jahrelang zu Pablos Leben recherchierte. „Das Beeindruckende an Pablos Persönlichkeit ist seine Soziopathie: Ihm fehlt jegli-

ches Gefühl für Moral und er hat keinerlei Hemmungen seine Ziele zu erreichen. Der Tod war das einzige Mittel, um ihn zu stoppen“, resümiert Salazar seine Recherchen.

Produziert wurde die Novela von Juana Uribe und Camilo Cano, die drei Jahre an dem Megaprojekt gearbeitet hatten. Beide sind persönlich von Pablo Escobars Krieg gegen den Staat betroffen. Juana Uribes Mutter wurde von Escobar entführt, Camilo Canos Vater, Guillermo Cano, der Herausgeber der Zeitung „El Espectador“, wurde von Pablos Auftragskillern in Bogotá erschossen. „Ich spüre keinen Hass, ich möchte einfach nur die Realität wiedergeben, damit sich so etwas nicht wiederholt“, erklärt Juana Uribe im Radiointerview. „Es ist eine fiktionale Geschichte mit dokumentarischem Charakter“.

Die Serie hat in Kolumbien für eine breite gesellschaftliche Diskussion gesorgt. Wie muss man einen der schlimmsten Killer der kolumbianischen Geschichte im Fernsehen darstellen? Geht das überhaupt? Wie groß ist die Gefahr der Glorifizierung oder gar der Nachahmung? Mit diesen Fragen hat sich die 31-jährige Kommunikationswissenschaftlerin Juana Echeverri intensiv auseinandergesetzt. Sie lehrt an der privaten „Universidad de Medellín“ Kommunikationswissenschaft und hat mit ihren StudentInnen intensiv über die Novela diskutiert. „Als ich von der Idee hörte eine Telenovela über Pablo Escobar zu machen, fand ich das super“, erzählt sie mir, während wir über den riesigen Campus schlendern. Juana hat jahrelang für das öffentlich-rechtliche Fernsehen in Kolumbien gearbeitet, wo auch regelmäßig historische Stoffe gezeigt werden, allerdings in klassischer, dokumentarischer Form. Die Akzeptanz beim Publikum ist dementsprechend gering. Mit der Telenovela gab es erstmals die Chance, einem breiten Publikum die eigene Historie in einer beliebten dramaturgischen Form zu vermitteln.

„Die Idee war gut, aber sie hat am Ende doch nicht funktioniert“, resümiert Juana ihre Erfahrungen mit der Drogenboss-Novela. „Pablo Escobar als brutalen Machtmenschen darzustellen, also die Realität so abzubilden, wie sie war, hat nicht funktioniert“. Pablo Escobar ist der Protagonist der Serie, mit dem sich der Zuschauer identifizieren kann: Er sieht, wie Pablo Escobar aufwächst, sich verliebt, Kinder bekommt, sein Geschäft aufbaut und schließlich seine Freunde und Verwandte im Drogenkrieg verliert. Dadurch wird er zum Helden der Novela, mit dem die Zuschauer mitfiebern und mitweinen. „Ich war schockiert, als ich bemerkt hatte, dass der schlimmste Moment der Serie der war, als auf die Frau von Pablo ein Attentat verübt wurde. Da wusste ich, dass etwas mit meiner Wahrnehmung nicht stimmte“, sagt Juana Echeverri. Genauso, glaubt sie, werden das die anderen Kolumbianer wahrgenommen haben, je nach sozialer Situation. „Ein Kind sieht die Novela anders als ein Erwachsener. Es formt ja gera-

de erst seine Wahrnehmung. Und das hängt stark vom Kontext ab, in dem es lebt. In einem Armenviertel mit viel intrafamiliärer Gewalt wird es Pablos Geschichte anders wahrnehmen. In einem Bildungshaushalt werden die Familien es dem Kind erklären. Es hängt stark von den Familien ab.“ Die Producerin Juana Uribe verfolgt ein anderes Ziel: „Ich will, dass die heutigen Generationen verstehen, wer er war. Damit sich das nicht wiederholt.“ Für Juana Echeverri kann das nicht funktionieren. Im Gegenteil glaubt sie, dass sich junge Menschen in prekären Situationen voller Armut und Gewalt durch die Serie eher zum Nacheifern angestachelt fühlen als zur kritischen Reflexion ihrer sozialen Situation.

In der Serie wird das Töten als Mittel zum Überleben des Protagonisten dargestellt. Er wird zum Opfer der Verhältnisse, die er selbst geschaffen hat und der einzige Ausweg ist die totale Vernichtung jeglicher Feinde. Pablo, der einfühlsame Familienvater, der seinem Baby im Bauch seiner Frau Märchen vorliest, wird in einen gnadenlosen Krieg verwickelt, in den ihn höhere Mächte verbannt haben. Die Producerin der Novela, Juana Uribe, widerspricht dem. Sie wollte einfach die Schizophrenie und die Gefühlswelt von Pablo darstellen, wie sie war: „Er war auch charismatisch, das ist das Perverse an seiner Persönlichkeit. In einer Szene mordet er, in der nächsten ist er der fürsorgliche Vater – so war er“.

Die wirklichen Helden der jüngeren kolumbianischen Geschichte, wie zum Beispiel der Präsidentschaftskandidat Luis Carlos Galán, dagegen bleiben kalt und distanziert. Die Zuschauer erfahren nur wenig über seine politischen Ideen. „Galán wird als Karikatur, als Klischee eines Politikers dargestellt, der nur große Worte macht. Die Telenovela hat es nicht geschafft, dass sich der Zuschauer mit ihm identifizieren kann“, so Juana Echeverri. Nach ihrer Auffassung hätte man die Dramaturgie der Novela anders konzipieren müssen. Z. B. hätte man Galán als Helden aufbauen und ihn erst dann mit den Ereignissen rund um Pablo Escobar verknüpfen sollen, um eine Glorifizierung des Drogenbosses zu vermeiden.

Historisch betrachtet waren alle Ereignisse in der Novela richtig dargestellt. Was für Juana Echeverri auch wieder zu einem Problem führt: Durch die zahlreichen Ereignisse und Personen die vorkommen, fällt es dem Zuschauer schwer, zu folgen. Kaum wird eine Figur eingeführt, wird sie auch schon erschossen. Der Kontext bleibt unerklärt, die Novela rauscht vorbei. Für die Kommunikationswissenschaftlerin zeigt die Novela außerdem die Grenzen televisueller Macht: „Die Serie hat die Meinung oder das Bild, das die Menschen von Pablo Escobar und den Ereignissen vor Ausstrahlung hatten, nicht verändert, sondern bestärkt.“ Fernsehen als Aufklärungsmedium, als Geschichtsstunde zu begreifen, dass den Schrecken des Vergangenen visualisiert, um Gleichartiges in Zukunft zu verhindern, ist für Juana Echever-

ri ein verzerrtes Bild der audiovisuellen Medien in Kolumbien.

Ein weiterer Kritikpunkt, der immer wieder genannt wurde und den auch Juana Echeverri anführt, lautet, dass nicht ausreichend dargestellt wurde, welche Folgen Pablos Wirken für die folgenden Generationen hatte: Der Drogenterrorismus, die Auftragsmorde, Prostitution und vor allem die tägliche Gewalt in den Armenvierteln. Alles, was Pablos Erbe für die kolumbianische Gesellschaft ausmacht und wovon heute noch alle Kolumbianer in der einen oder anderen Form betroffen sind, wird in der Novela nicht thematisiert. Ebenso wenig wird auf die Frage eingegangen, inwiefern Pablos Hang zur brutalen Gewalt, seine Weltsicht, die von Macht und Geld und ohne jegliche Empathie geprägt war, sich auch als kulturelles Grundmuster der kolumbianischen Gesellschaft beschreiben lassen. Für Juana Echeverri ist Pablo eine extreme Form einer durchgängigen kolumbianischen Grundhaltung zum Leben: „Pablo will den amerikanischen Traum, aber ohne Englisch zu lernen und sein Land zu verlassen. Er ist ein kolumbianischer Archetyp."

7. Pablos Erbe: Die Finca San Luis

Manchmal ist der Lauf der Geschichte voller Ironie. Das zeigt sich sehr gut am Beispiel der Finca San Luis. Sie ist eine kleine, grüne Oase mitten im pulsierenden Reichenviertel Envigado im Süden Medellíns. Gänse schnattern am künstlich angelegten See in der Mitte des Areals, in dessen Mitte wiederum eine ebenso künstlich angelegte Insel hervorragt. Darauf steht ein kaputter Jet-Ski, auf dem Pablo Escobar vor 20 Jahren seine Runden auf dem Mini-See drehte. Die Finca war sein Terrain, inklusive einem kleinen Haus für seine Mutter direkt daneben. Es gibt einen Fußballplatz, ein Häuschen für den Hausmeister und die anderen Angestellten. Kurz: Eine ganz normale Behausung für einen wohlhabenden Drogenboss, von denen er in Medellín Dutzende besaß.

Arnoldo Valencia Vélez hat hier Großes geleistet. Der Psychologe und frühere Kapuzinermönch hat auf dem Terrain des ehemaligen Kokain-Händlers eine Entzugsklinik für Alkohol- und Drogenabhängige aufgebaut. Der Staat hat ihm die Finca dafür zur Verfügung gestellt. Er führt mich über das Gelände. Arnoldo ist ein sehr entspannter, reflektierter Mann, 46 Jahre alt, mit offenen braunen Augen und einem länglichen Gesicht. „Noch während Pablo am Leben war und in den Jahren nach seinem Tod haben sie viele seiner Anwesen verstaatlicht und einer sozialen Einrichtung zur Verfügung gestellt", erklärt er mir, während wir über den riesigen Fußballplatz spazierten. „Als Pablo die Finca bauen wollte, hat er alle Anwohner hier bedroht und sie aufgefordert ihre Häuser zu verkaufen. So hat er dieses riesige Areal be-

kommen.“ Angeblich gibt es auch versteckte Tunnel und Bunker, durch die Pablo flüchten konnte, wenn es mal zu gefährlich für ihn wurde. Aber diese Tunnel hat Arnoldo nie gefunden. Lediglich im Haupthaus zeigt er mir ein paar Geheimräume, in denen Pablo früher Waffen und Drogen versteckt haben soll. Entführungsopfer sollen aber nicht hier gewesen sein, weil die Finca zu nah am Stadtzentrum liegt. „Die haben sie weit weg von der Stadt in ländlichem Gebiet untergebracht“, erklärt Arnoldo. Als die Finca enteignet wurde, strömten Dutzende Menschen hierher, um nach Geld, Drogen, Waffen und anderen Wertsachen zu suchen. Sie buddelten Löcher in die Erde und rissen Wände ein. In dementsprechend schlechtem Zustand war das Gebiet, als Arnoldo vor 15 Jahren mit der Arbeit begann.

Genauso lange, nämlich 15 Jahre, kämpft auch schon Pablos Cousine vor Gericht darum, die Finca wiederzubekommen. Und das ist kein Einzelfall, meint Arnoldo. Viele Drogenbosse, denen ihre Ländereien vom Staat weggenommen worden waren, hätten es geschafft, diese vor Gericht zurück zu erstreiten. „Es könnte sich dabei um Korruption handeln, schließlich hatte der Staat die Beweise, dass die Fincas mit illegalen Geldern erworben worden waren“. Pablos Cousine hatte einen Teil der Finca zugesprochen bekommen und bereits mit dem Bau eines Hauses begonnen. Doch vor vier Wochen stoppten die Bauarbeiten, Pablos Cousine verschwand urplötzlich. Keiner weiß, was passiert ist.

Mit dem Drogenhandel kam auch das Drogenproblem nach Kolumbien. Die „Fundación La Luz“ ist eine private, therapeutische Einrichtung. Es gibt eine psychiatrische Abteilung für medikamentöse Behandlungen und eine therapeutische Abteilung für Gruppentherapie. Drei Monate dauert der Entzug und kostet drei Millionen Pesos, rund 1.200 Euro. 55 Plätze gibt es für alle Altersgruppen ab 15 Jahren. Nur wenige werden von den Krankenversicherungen finanziert, was bedeutet, dass die Patienten oft aus Familien stammen, denen es finanziell gut geht. Dadurch, dass die Patienten freiwillig kommen und sogar für die Behandlung bezahlen, ist die Bereitschaft sich auf den Entzug einzulassen hoch und es gibt so gut wie nie Probleme. „Wir hatten bislang nur einen Suizid in 15 Jahren“, sagt Arnoldo nicht ohne Stolz. Aber es seien auch viele unter den Patienten, die selbst in den Drogenhandel verwickelt gewesen waren oder es noch sind. „Wir haben sogar Patienten hier, die als „Sicarios“ (Auftragskiller) arbeiten oder gearbeitet haben“. Somit ist Arnoldo Vélez nicht nur mit der Drogenabhängigkeit konfrontiert, sondern auch mit dem Drogenhandel.

Nicht weit entfernt, in demselben Viertel Envigado, gab es Ende Dezember 2012 ein Massaker auf einer „Narco-Fiesta“, einer Party eines berüchtigten Drogenbosses. Neun Tote gab es, darunter vier weibliche Models, die sich in Kolumbien häufig in der Nähe von Wohlhabenden aufhalten. Dies

zeige, so Arnoldo, das weder der Drogenhandel, noch die Gewalt abgenommen habe, seit Pablo tot ist. Wenigstens kann er jetzt auf dem ehemaligem Besitz des Drogenbosses Gutes für die tun, die selbst Opfer der Drogen geworden sind.

8. Wissenschaftsansichten – Ein Besuch der „Universidad de Antioquia“

Heute habe ich Glück. Als ich das letzte Mal an der „Universidad de Antioquia“, einer der renommiertesten staatlichen Universitäten Kolumbiens, war, gab es Straßenschlachten zwischen maskierten Studenten und knüppelschwingenden Polizisten. Ungefähr einmal im Monat gibt es solche Auseinandersetzungen, jeweils mit unterschiedlichen Forderungen: Weniger Studiengebühren, mehr Geld für Lehre und Forschung, gegen Kapitalismus und Ausbeutung usw. Heute ist es ruhig auf dem Campus. Ich versuche mich zwischen den grauen Betonblöcken zu orientieren und sitze eine halbe Stunde später am Schreibtisch des Politikwissenschaft-Professors Juan Carlos Gómez.

Er sieht jünger aus als 40, hat schwarzes, lockiges Haar und eine sanfte, leise Stimme. Schwerpunktmäßig beschäftigt er sich mit politischen Systemen und hat sich intensiv mit den 1990er Jahren auseinandergesetzt. „Ich erinnere mich noch an die blutige Zeit, Anfang der 90er Jahre. Die Mordrate hier war so hoch wie noch nie zuvor. Die Auswirkungen des Drogenhandels waren überall präsent“, beginnt Juan Carlos ohne Umschweife unser Gespräch. Pablo Escobar sieht er als Innovator, weil er die Geschäftstüchtigkeit des „Paisa“, wie die Menschen aus der Region sich selbst bezeichnen, verbunden hat mit dem Einsatz extremer Gewalt, dem Medium, das seine Geschäfte erst lukrativ und erfolgreich hat werden lassen. Dabei müsse man zwei Formen der Gewalt unterscheiden: Die Gewalt innerhalb der Organisation und die Gewalt gegen den Staat und die Gesellschaft. Die Gewalt innerhalb der Organisation, meint Juan Carlos, müsse hart und erbarmungslos sein, um die Ordnung innerhalb der Mafia-Strukturen zu erhalten: Es genüge nicht, jemanden umzubringen, er müsse vor seinem Tod leiden, um abzuschrecken. Die Gewalt gegen den Staat schließlich, sei ein Terrorismus, der dazu diene, die gesamte Gesellschaft für den Umgang mit den Drogenhändlern zu bestrafen. Pablo nutzte beide Gewaltformen exzessiv und hatte damit – zumindest eine Zeit lang – großen Erfolg.

„Nach seinem Tod gab es große Hoffnung und Euphorie, dass das Blutvergießen in Kolumbien von nun an ein Ende hat. Doch diese Hoffnung ist schnell gewichen“, sagt Juan Carlos und blickt auf seinen grauen Plas-

tikschreibtisch. Der Drogenhandel hängt nämlich nicht von einer Person ab. Juan Carlos nennt es das „soziale Netz des Drogenhandels“. Wenn ein „Capo“ stirbt, käme der Nächste nach. Wie stark ein solches Netz ist, hängt von den jeweiligen Macht habenden Politikern ab. Lassen sie die Drogenhändler gewähren, wird das Netz stärker. Gibt es eine Offensive gegen die Narcos, wird das Netz schwächer. Es sei eine ständige Wellenbewegung, meint Juan Carlos. Das Problem werde aber nie gelöst werden können.

„Die Drogenhändler aus dem Valle sind geschickter“, erklärt Marc Antonio Vélez und rührt seinen „Tinto“, eine Art kolumbianischen Espresso, um. Die Narcos aus dem Süden Kolumbiens, vor allem aus dem Raum der Großstadt Cali, würden ganz anders auftreten als die „Antioqueños“ wie Pablo Escobar. „Sie gehen diskreter vor, begeben sich nicht in die direkte Konfrontation, arbeiten im Verborgenen“, erklärt mir der 56-jährige Soziologe, dessen sanfte Stimme Zweitweise vom Lärm in der Universitäts-Cafeteria übertönt wird. Für ihn hängt Escobars Erfolg und sein Niedergang sehr stark mit seiner regionalen Identität zusammen. Für einen „Paisa“ sind drei Dinge im Leben von Bedeutung: Geld, Familie, Religion. Wenn ein „Paisa“ Geld hat, zeigt er das für gewöhnlich auch. Pablos extravagant-luxuriöser Lebensstil ist Ausdruck dieser Identität. Pablo tat alles für seine Familie, häufte unermesslichen Reichtum an und stand stets zum katholischen Glauben. Er war der Inbegriff des „Paisa“ und dementsprechend für viele ein Vorbild.

„Um Pablo selbst herum entwickelte sich eine Art religiöser Kult“, erklärt Marc Antonio. „Er wurde zu einer mythischen Figur, die man verehrte und dessen Namen man immer nur leise aussprach“. Das hätte sich vor allem bei der Beerdigung gezeigt, bei der Tausende Pablos Sarg begleitet hätten. Sein Grab ist heute noch für viele eine Art Wallfahrtsstätte und manche sind ernsthaft davon überzeugt, dass Pablo noch am Leben ist. Der regionale Kult um Geld, Familie und Religion fand in Pablo seine Personifikation. Die Auftragskiller, die ein Erbe Pablos darstellen, leben genau diesen „Way of Life“: Sie töten, um ihrer Mutter ein Haus zu bauen. „Väter gibt es viele, die Mutter gibt es nur einmal – das ist die Wahrnehmung“, sagt Marc Antonio. Der feminine Part der Familie, die Mutter, Großmütter, Schwestern, Tanten, spielen in den Leben der Männer der Region eine wichtigere Rolle als der maskuline Part. Auch Pablo Escobar erklärte mehrfach, dass die wichtigsten Personen in seinem Leben seine Mutter und seine Frau gewesen seien. Und so tut ein „Paisa“ alles, um diese drei wichtigsten Werte im Leben – Geld, Familie, Religion – zu schützen. Pablo erkannte im Staat seinen Feind und erklärte seiner Heimatstadt und damit den anderen „Paisas“ den Krieg. „Am Ende, als er verzweifelt war, schien seine regionale Identität plötzlich doch nicht mehr so wichtig zu sein“, meint Marc Antonio.

Es fällt ihm schwer, über Escobar zu sprechen. Zwar ist er sich als Wis-

senschaftler der Relevanz der Geschichtsaufarbeitung bewusst, trotzdem ist es für ihn nicht leicht, die „Geister der Vergangenheit“, wie er sie nennt, zu rufen. Nicht weit entfernt von der Universität ging damals eine Autobombe hoch. Marc Antonio war mittendrin. Er sah die Toten und Verletzten, wurde von Splittern getroffen. Mehr als 20 Jahre danach sitzen wir in der gleichen Universität, plaudern, trinken Kaffee. Der Geist von Pablo sitzt stets mit am Tisch. Und das nicht nur bei uns.

9. „Leben konnte man das nicht nennen“ – Zeitzeugengespräche

Jeder, der zur Zeit Pablo Escobars gelebt hat, war persönlich von dem Kampf des Drogenbosses gegen den Staat betroffen. Alle, mit denen ich über die Zeit gesprochen habe, erzählten mir von einer unglaublichen Anspannung im Alltag, von dem täglichen Terror und der Angst, die wie eine Dunstwolke über der Millionenstadt klebte. Ich habe niemanden getroffen, der nicht mindestens einmal einen Autobombenanschlag oder eine Schießerei erlebte oder dessen Familienangehörige Opfer oder Täter im Kampf der Drogenbarone gegen den Staat waren. Medellín war im Kriegszustand und Krieg ist, wie die wissen, die ihn erlebt haben, nur schwer, wenn überhaupt zu vermitteln. Dementsprechend kritisch sehen die Zeitzeugen heute die Wahrnehmung Pablo Escobars in der jungen Generation. Es sei ein verzerrtes Bild, was die Jugendlichen von ihm hätten. Insgesamt gilt: Je bewusster jemand die Zeit Pablos miterlebte, desto kritischer steht er ihm gegenüber. Ich möchte im Folgenden exemplarisch drei der Zeitzeugen vorstellen, mit denen ich gesprochen habe. Und ich bin ihnen dankbar, denn ich weiß, dass es nicht leicht für sie war, von ihren Erlebnissen zu erzählen.

Carlos, 59 Jahre, Taxifahrer

Carlos und seine Frau Dalia empfangen mich in ihrer kleinen Dreizimmerwohnung im Westen Medellíns. Es ist acht Uhr abends und Carlos ist müde, weil er den ganzen Tag im Taxi unterwegs war. Er kennt jeden Winkel, jede Straße, jedes Viertel Medellíns. Sein ganzes Leben ist er in dieser, seiner Stadt, jeden Tag unterwegs gewesen. Zuerst als Fahrer eines Sicherheitsdienstes, dann später als Taxifahrer. „Pablos Ära war eine schreckliche Zeit, weil an jeder Ecke eine Autobombe hochging. Ich habe mich – wirklich – jeden Morgen von meiner Familie verabschiedet, weil ich nicht wusste, ob ich am Abend wieder nach Hause kommen würde.“ Carlos weiß nicht mehr, wie viele tote Polizisten er in dieser Zeit gesehen hat – aber es waren zu viele.

Die Menschen versuchten trotzdem, so etwas wie Alltag aufrechtzuerhal-

ten. Lediglich als die Autobomben hochgingen, wurden die Routinen unterbrochen, meint Carlos. Persönlich hat er den „Patrón“ nie getroffen und ist froh darüber. Aber er kennt durchaus Leute, die ihn heute noch vergöttern. „Ist doch klar, wenn er dir ein Haus baut, dass du ihn dann als Helden siehst“. Allerdings habe Pablo nie etwas ohne Gegenleistung getan. Schließlich sei allen klar gewesen, dass Pablo nur Häuser baut, wenn die Kinder der Familien dort anschließend für ihn arbeiteten. Aber für die meisten Bewohner Medellíns war Pablo einfach nur ein Teufel, meint Carlos, der Autobomben platzierte und die Stadt in Angst und Schrecken versetzte.

Der schlimmste Tag für Carlos war, als der Gouverneur von Antioquia getötet wurde. Er war nur hundert Meter von ihm entfernt, als die Bombe hochging. „Er hatte sogar ein gepanzertes Fahrzeug, aber die Bombe war so stark… er hatte keine Chance“. Doch die Zeit nach Pablo Escobar wurde für Carlos nicht einfacher. „Es war eine Art Schule für die Jungs, die ihnen gezeigt hat, wie man schnell an Geld kommt“. Außerdem, so Carlos, gab es in dieser Zeit noch keine „Desplazados“, noch keine Flüchtlinge, die vom Bürgerkrieg auf dem Land in die Großstädte wie Medellín geflohen waren. Mit deren Ankommen habe sich die Situation sogar noch verschlimmert.

Heute ist es eine andere Generation. Die Jungs heute saugen diese Geschichten auf. Alle wollen wissen, was in der Epoche passiert ist. Aber selbst die berühmte Fernsehserie über Pablo Escobar kann nicht zeigen, was alles passiert ist. „Sie kann nicht zeigen, wie es war, als die Bomben hier hochgingen“, sagt Carlos und blickt auf den steinernen Boden. „Heute will ein 18-jähriger schöne Schuhe, schöne Kleider, Geld haben und will sein wie Pablo Escobar“. Aber vielen sei nicht klar, dass sie das nicht erreichen werden. „Sie sehen nur, dass es leicht ist, Geld zu machen, aber sie sehen nicht, dass dieses Leben nicht lange dauern wird“, so Carlos. Als die Serie ausgestrahlt wurde, erzählt er, kamen ein paar Jugendlichen auf Motorrädern angefahren, haben Sticker-Alben an die Kinder verteilt und gesagt: „Wenn ihr das vollmacht, kriegt ihr ein Geschenk“. Die Zeiten von Pablo Escobar waren schrecklich, so Carlos, aber heute ist es nicht besser.

Im letzten Jahr wurde er in seinem Taxi überfallen. Ein junger Fahrgast hatte ihn auf eine Seitenstraße gelotst, als plötzlich zwei Komplizen mit Pistolen auftauchten und Geld verlangten. Carlos kam glimpflich davon. Eine Woche später waren die drei Jungs tot. Man fand sie in der „Teufelskurve“, einer Kurve mit steilem Abhang, weit weg von der Stadt, wo gerne Autos und Leichen entsorgt werden. Carlos weiß nicht genau, wer es war. Es könnten Paramilitärs gewesen sein, die nach ihrem Verständnis für Recht und Ordnung im Viertel sorgen, d.h. die Räuber nach eigenem Gesetz bestrafen. Oder es könnten Taxifahrer gewesen sein, die mittlerweile selbst die Justiz ausüben, weil sie sich auf die Polizei nicht verlassen wollen. „Die Räuber

haben mittlerweile Angst vor den Taxifahrern und lassen uns größtenteils in Ruhe“, erklärt Carlos und gähnt. Es ist spät geworden und er muss morgen wieder 14 Stunden Taxi fahren – diesmal allerdings mit weniger Angst im Bauch, dass er am Abend nicht mehr nach Hause kommt.

Germán, 59, Unternehmer

Der „Parque de los Pies Descalzos“ ist ein beliebtes Ausflugsziel in Medellín. Hier sieht man sogar ein paar der wenigen Europäer und US-Amerikaner, die sich hierher getraut haben. Der „Barfußpark“, wie der Ort übersetzt heißt, lädt die Leute dazu ein, die Schuhe auszuziehen, sie in kaltem Wasser zu baden und anschließend über verschiedene Oberflächen zu laufen, damit die Großstädter wieder mal ihre Füße spüren. Germán lässt seine Schuhe lieber an und bleibt im Kaffee gegenübersitzen. Dass er knapp sechzig ist, sieht man ihm nicht an. Er ist groß gewachsen, kräftig, mit dunklem Haar und offenen Augen, die keine junge Frau auslassen, die an seinem Tisch vorbeikommt. Germán war einer der wenigen Interviewpartner, der mich kontaktierte und nicht umgekehrt. Wie viele Kolumbianer liebt er die Konversation. Mit großen Gesten umschreibt er das Gesagte und seine Stimmlage verändert sich mit der Emotionalität des jeweils Umschriebenen. Germán war 24 Jahre, als die Jagd auf Pablo Escobar in vollem Gang war. Er hatte ein kleines Logistikunternehmen mit dem Namen „Sobresimensajes“, das Post und Pakete auf Motorrädern auslieferte. Um in die Stadtviertel weit oben am Berg und in die entlegenen Dörfer zu kommen, waren die Briefträger und Paketzusteller auf Motorräder angewiesen. Und das war ein Riesenproblem, denn die Killer, die „Sicarios“, die im Auftrag von Pablo Escobar mordeten, waren ebenfalls immer auf Motorrädern unterwegs und wurden dementsprechend oft angehalten. „Es war eine Farce“, echauffiert sich Germán und haut auf den Tisch, dass sein Cappuccino wackelt. „Wenn (die Polizei,) einen Sicario mit Waffen oder Sprengstoff erwischt hatte, haben sie ihren Chef angerufen und der hat der Polizei befohlen, sie weiterfahren zu lassen!“ Germán und seine angestellten Fahrer wurden so oft kontrolliert, die Pakete so oft geöffnet und durchsucht, dass er seine Aufträge kaum mehr erfüllen konnte.

Pablo Escobar konnten sie mit den massiven Polizeikontrollen jedenfalls nie erwischen, denn der war mittels modernster Kommunikationsmittel, also Satellitentelefon und Walkie-Talkie, schon immer frühzeitig über aktuelle Polizeiaktivitäten in Medellín im Bilde. „Pablo verfügte über ein riesiges Netzwerk“, sagt Germán, „ihm gehörten sehr viele private Sicherheitsdienste in der Stadt, die ständig unterwegs und immer bestens über die Situation informiert waren und die Nachrichten weitergaben.“ Dazu muss man wissen, dass private Sicherheitsdienste in Kolumbien zum Alltag gehören. Je-

des Wohnhochhaus, jede Fabrik, jede abgetrennte Wohneinheit, jede Universität und einige Schulen engagieren private Sicherheitsdienste, um sich zu schützen. Pablo Escobar hat sich dieses riesigen Netzwerkes bedient. „Das, was damals stattfand, hatte viele Namen, aber Leben konnte man das nicht nennen“, meint Germán, in Gedanken um die Vergangenheit kreisend. Die Stimmung in der Stadt war angespannt. Wenn ein Autoreifen platzte oder ein Motor knatterte, rannten die Menschen um ihr Leben oder warfen sich auf die Straße. Zu groß war die Angst vor Bombenanschlägen und Schießereien.

Germán hat einen ganz besonderen Blick auf Pablo Escobar. Seit mehr als 25 Jahren ist er Mitglied beim Roten Kreuz Kolumbien, eine Art freiwilliger Feuerwehr im Erstversorgungsbereich. D.h. wenn irgendwo ein Unfall geschieht und er in der Nähe ist, zieht er sich sein Rotes Kreuz Hemd an und eilt zum Unfallort. Als Pablo Escobar fast täglich Autobomben in Medellín hochgehen ließ, war Germán im Dauereinsatz. „Ich musste die Teile der Leute zusammensuchen: Eine Hand hier, ein Kopf da. In Plastiksäcken haben wir sie dann ins Krankenhaus gebracht, um herauszufinden, zu wem was gehört“, erzählt er, während sich seine Schultern versteifen. Kein Freiwilliger vom Roten Kreuz denkt gerne an diese Zeit zurück oder spricht darüber. Die Krankenhäuser waren überfüllt, die Bevölkerung wurde zum Blutspenden aufgerufen. Einer der schlimmsten Anschläge war der auf die Stierkampfarena „Macarena“. Als die Menschen aus dem Stadion strömten, gingen 150 Kilo Sprengstoff hoch. 25 Menschen starben sofort, Dutzende wurden schwer verletzt. Die Helfer vom Roten Kreuz kümmerten sich erst um die Verletzten, die Toten konnten warten. So sah die blutige Realität aus. In der Fernsehserie über Pablo Escobar, die die ganze Nation begeisterte, sei dies nicht rübergekommen, beschwert sich Germán: „Den Kindern vermittelt diese Serie doch nur eines: Das, was mir die Mafiosi versprechen, stimmt.“ Für Germán hätte die Serie die Brutalität und Grausamkeit Pablo Escobars in den Vordergrund stellen und ihn nicht als liebevollen Familienvater darstellen sollen. Sie hätte zeigen müssen, wie aus unschuldigen Kindern Auftragskiller werden. „Die Serie zeigt, wie die Sicarios auf den Motorrädern morden, aber sie hat nicht gezeigt, welche Persönlichkeiten und Schicksale dahinter stecken. Wie sie mit Drogen, Drohungen und Geld gefügig gemacht wurde.“ So eine Serie, so Germáns abschließendes Urteil, dürfe man in Kolumbien nicht zeigen.

Heute ist Pablo Escobar lange tot, doch für Germán hat sich nicht wirklich etwas verändert, außer, dass heute nicht mehr so viele Bomben hochgehen. „Aber wie viele Tote gibt es jede Woche in Medellín? Wie viele Menschen verschwinden jeden Tag und kommen nicht wieder?“ fragt Germán, die Hände in die Luft streckend, als hoffe er von dort eine Antwort zu erhalten. Denn die soziale Ungleichheit sei gleich geblieben. Mädchen müss-

ten sich prostituieren, um Essen kaufen zu können. „Das, was der Präsident sagt, nämlich dass man mit einem Einkommen von zwei Dollar am Tag nicht arm sei, ist ein Schlag ins Gesicht jeden Kolumbianers! Wie soll man mit zwei Dollar am Tag eine Familie mit vier Kindern ernähren, die Miete und Krankenversicherung bezahlen?“ Er glaubt nicht mehr an den funktionierenden Staat. Für ihn sind Polizei, Armee und Politik gekauft, deshalb würde der Drogenhandel auch stets florieren. „Wir müssen nicht nur von Narco-Guerillas, Narco-Paramilitärs sprechen, sondern vor allem von Narco-Politikern!“, ruft Germán jetzt so laut, dass sich die Tischnachbarn nach uns umdrehen.

Es liegt sehr viel Verbitterung und Enttäuschung in Germáns Worten. Warum, wird mir erst klar, als er mir seine Lebensgeschichte erzählt. 1999 war er auf dem Höhepunkt seines Schaffens: Er hatte eine Logistikfirma mit 45 Angestellten, zwei Kinder, eine Ehefrau, ein Motorrad und ein Auto. Eines Tages drangen Bewaffnete in seine Firma ein und zwangen ihn sein Konto leer zu räumen, ansonsten, drohten sie ihm, würden sie seine Kinder erschießen. Sie wüssten schließlich, wo sie sich aufhielten – und der Ort stimmte. Seine Firma ging Pleite und seine Frau verließ ihn. „So sind die Kolumbianerinnen: Wenn du Geld hast, tun sie alles für dich, aber wehe du hast keins mehr!“ Er konnte seine Miete nicht mehr bezahlen. Kurz darauf wurden Auto und Motorrad geklaut. Niemand kam, um ihm zu helfen. Germán war ganz unten – und begann wieder von vorne. „Wie ich das geschafft habe? Ich habe Gott vertraut. Gott wird mir schon helfen.“ Gott half ihm. Heute hat er wieder eine kleine Firma mit vier Angestellten und kann seine Miete zahlen. Auch ein neues Motorrad hat er gekauft. Er weiß auch, wer ihm vor ein paar Jahren das Auto geklaut hat. Das war ein Nachbar, ein ehemaliger Guerillakämpfer, der die Waffen niedergelegt hatte. Erst wollte Germán ihn anzeigen, aber der Nachbar hätte sich sicherlich gerächt. Also schweigt Germán besser - bis heute. „Ich war ganz unten, aber ich brauchte diese Erfahrung, um zu sehen, wem ich wirklich vertrauen kann und wem nicht. Heute bin ich wesentlich vorsichtiger und damit fahre ich besser.“

Oscar, 57, Rentner

Wenn man sich aus seinen Klischees ein Bild komponieren würde, sähe es so aus, wie die Situation, in der ich Oscar Restrepo Salazar interviewe. Er sitzt vor seiner großen Finca, einem Landhaus, in seinem hölzernen Stuhl und spricht über Geschichte und Politik. Ab und zu kommt seine Frau vorbei und bringt frischen Kaffee. Oscar nutzt die entstandenen Gesprächspausen, um sich eine neue Zigarette anzustecken. „Pablo Escobar war ein Halbgott. Halb deshalb, weil er zwar Leben nehmen, aber keines schenken konnte“, beginnt Oscar unsere Konversation, in der noch viele Lebensweisheiten fol-

gen sollte. Er war Anfang 30, als Escobar und seine Schergen in Medellín wüteten. Er arbeitete im Reichenviertel „El Poblado“ als Autoverkäufer der Marken Renault und Mazda, die Ende der 1980er Jahre absolut en vogue waren. Durch die Lage im vornehmen Viertel und die Luxusmarken, die Oscar verkaufte, kam er schnell in Kontakt mit Pablos „Sicherheitsapparat“, wie er seine Auftragskiller bezeichnet. „Wir mussten sie bevorzugt behandeln, denn sie hatten Geld und sie waren gefährlich“, sagt Oscar. Alle wussten, wer die Herren sind, die zum Autokauf kamen, z. B. John Jairo Velásquez alias „Popeye“ oder Carlos Alzate Urquijo alias „Arete“ („Ohrring“), die gefürchtetsten Killer in Pablos-Kartell, denen jeweils mehrere Hundert Morde zur Last gelegt werden. Zu Oscar waren sie freundlich, aber bestimmt. Bis sie eines Tages seinen Chef, den Besitzer des Autohandels entführten, um Geld zu erpressen. „Sobald du einmal mit ihnen zu tun hast, kommst du da nicht mehr raus“, meint Oscar. Das gelte natürlich umso mehr für die Drogengeschäfte, sei aber auch auf jedes andere Geschäft in Kolumbien anzuwenden, bei dem Geld im Spiel ist.

Oscar Restrepo Salazar hatte Glück, dass er zu dieser Zeit noch kein reicher Mann war. Sein Apartment, was in der Nähe der Stierkampfarena „Macarena“ lag, wurde zwar bei einem Bombenanschlag zerstört, er selbst ist aber heil davongekommen. „Es wird immer gesagt: Pablo führte Krieg gegen den Staat. Ich glaube nicht, dass das stimmt. Pablo führte Krieg gegen die Stadt, gegen seine Stadt und gegen die Menschen hier“, regt sich Oscar auf und lässt zur Entspannung seinen Blick über das nördliche Aburrá-Tal schweifen. Von seinem Landhaus hat er einen wunderbaren, beruhigenden Ausblick. „Pablo war ein individualistischer, psychisch kranker Verbrecher.“ Der Drogenboss war in Oscars Augen egomanisch und schizophren veranlagt. Wie sonst könne man sich erklären, dass Pablo seine Familie über alles in der Welt liebte und vergötterte, auf der anderen Seite aber die Familien seiner Feinde folterte, verstümmelte und tötete? Ganz Medellín litt unter der Angst vor Morden, Entführungen und Autobomben. „Die hübschen Mädchen mussten aufpassen, nicht neben einem von Pablos Leuten zu sitzen. Wenn denen ein Mädchen gefiel, haben sie es einfach mitgenommen“, erzählt Oscar.

Die Geschichte ging am Ende gut für ihn aus: Er machte seinen eigenen Autohandel auf, heiratete, bekam zwei Söhne und baute sich sein riesiges Landhaus. Trotzdem wühlt ihn die Geschichte von Pablo Escobar jedes Mal auf. „Ich sehe es als eine Schande für unser Land“, meint er. Escobar habe nicht nur Häuser zerbombt, sondern vor allem die Moral der Nation auf dem Gewissen. Er habe den Drogenterrorismus ins Land gebracht, den heute die Guerilla-Gruppen und bewaffneten Banden fortführen. „Das Erbe von Pablo Escobar ist, dass er das Ansehen des ganzen Landes in der Welt kaputt

gemacht hat“, so Oscar. Dass Pablo an alledem Schuld ist, könne man daran ablesen, dass das Land vor seinem Wirken ein anderes gewesen sei.

Das Kolumbien vor Pablo Escobar kannte kein Kokain, keine Auftragskiller und massenhafte Entführungen als politisches Druckmittel. Der Drogenboss hat diese Kampfmittel erstmals genutzt und institutionalisiert. Zuvor war die Gewalt eine politische Gewalt. „Die Gewalt war die Antwort auf soziale Ungleichheit und politische Ungerechtigkeit“, so Oscar. Pablo Escobar hatte keine politischen Ziele oder Ideale. Er war kein Robin Hood, wie viele ihn sehen wollen. Escobar selbst sagte mal: „Ich bin kein Robin Hood. Robin Hood hat gestohlen, um es den Armen zu geben. Ich stehle nicht.“ Er hat vielen Menschen Geld, Arbeit und zu Essen gegeben, im Gegenzug musste sie das tun, was er von ihnen verlangte. „Es war eine Form der modernen Versklavung, so, wie die Guerilla heute die Kinder versklavt und zu Soldaten macht“, sagt Oscar. Escobars Drogenhandel habe alles korrumpiert: Die Justiz, die Politiker, die Guerilla, die Kirche.

Für ihn war es richtig, dass Pablo Escobar erschossen wurde. Ein fairer Gerichtsprozess hätte nur dazu geführt, dass er eines Tages wieder auf freien Fuß gekommen wäre und weiter seine Geschäfte betrieben hätte. Trotzdem sieht er auch, dass der Drogenhandel weiter prosperiert. An die Friedensverhandlungen mit der FARC-Guerilla glaubt er nicht mehr. „Ich habe schon tausend Versprechungen gehört“, winkt Oscar ab. „Wir brauchen keinen Frieden, damit die FARC in Ruhe ihr Geld, das sie mit Drogen und Blut verdient hat, sauber waschen kann!“

Pablo Escobar brachte die Menschen in Medellín auf seine Seite, indem er von der „Machtelite in Bogotá“ sprach, die nur nach ihren eigenen Interessen handelt und sich von der Lebensrealität der restlichen Kolumbianer entfernt habe. Ähnlich argumentiert Oscar heute: Die Friedensverhandlungen seien ein Hirngespinst der Politiker in Bogotá, die nichts als ihr Büro und ihren „Club“ kennen würden. Die Guerilla verhandle nur, weil sie mit dem Rücken zur Wand stünde. Ähnlich wie Pablo Escobar: Auch er habe nur verhandelt, als es eng für ihn wurde. Die, die unter der Guerilla tagtäglich leiden und gelitten haben, hätten eine ganz andere Einstellung zu den Friedensverhandlungen. Deshalb wünscht sich Oscar – wie viele Kolumbianer – eine stärkere Dezentralisierung und Föderalisierung des Landes. Mit der Guerilla will er aber auf keinen Fall etwas zu tun haben: „Ich werde sie niemals als freie Bürger respektieren. Vielleicht macht das die kommende Generation. Aber für mich steht fest: Bei Verbrechen gegen die Menschheit gibt es nichts zu verhandeln. Nicht bei Pablo Escobar und nicht bei der Guerilla.“

10. „Ich habe schon den Tod gefühlt“ – Gespräche mit der jungen Generation

In gewisser Hinsicht ist Kolumbien ein Traumland für Journalisten. Das meine ich keineswegs zynisch. In keinem anderen Land, das ich bereist habe, bin ich so leicht ins Gespräch mit den Menschen gekommen wie in Kolumbien. Die Menschen lieben die Konversation und sind auch offen für schwierige Themen – wie z. B. die Geschichte Pablo Escobars. Jeder Kolumbianer hat eine Meinung dazu und die meisten teilen diese auch gerne mit. Für einen neugierigen Reporter also eine dankbare Ausgangssituation.

Ich habe mich vor allem mit jungen Kolumbianern unterhalten, um zu erfahren, welches Bild sie heute von Pablo und damit von ihrer eigenen, jüngeren Geschichte haben. Dieses Bild setzt sich häufig zusammen aus Erzählungen von Verwandten, Dokus im Fernsehen und der Serie „El Patrón del Mal“, die letztes Jahr große Erfolge feierte. Dabei sind die Meinungen zu Pablos Wirken durchaus kontrovers und differenziert. Keine Schwarz-Weiß-Malerei. Den meisten jungen Leuten, mit denen ich gesprochen habe, ist durchaus klar, dass Pablo ein brutaler Killer ohne jegliche Hemmungen war, dass er aber gleichzeitig für viele Menschen in Medellín viel Gutes getan hat. So grausam Pablo auch war, so ist er doch ein Kolumbianer, der es zu Weltruhm und Reichtum gebracht hat. Er ist eine Identifikationsfigur, weil er den Traum vieler junger Menschen verwirklicht hat, allerdings mit Mitteln, die die meisten meiner Gesprächspartner ablehnen. Drei Menschen, mit denen ich ausgiebige Konversationen führte, möchte ich exemplarisch vorstellen.

Julian, 21, arbeitslos

Julian schießt sein achtes Tor an diesem Nachmittag. Auf dem kleinen, grauen, betonierten Fußballplatz ist er der Star des Viertels, die vier Gegner haben gegen ihn keine Chance. Auf seiner Brust prangt ein farbiges Tattoo seiner Lieblingsmannschaft „Independiente Medellín“ – dem Club, von dem auch Pablo Escobar begeisterter Anhänger war. In Medellín ist man entweder Fan von Atlético Nacional oder Independiente Medellín. Julian hat sich mit seinem Tattoo entschieden – auf Lebenszeit. Er ist ziemlich außer Atem, als er sich neben mich setzt. Durch seine Ohrläppchen kann man durchschauen, seit er sich sogenannte „Tunnels“ hat einsetzen lassen. Ansonsten ist Julian ein extrem magerer Typ mit einer markanten, spitzen Nase und einem sehr offenen und freundlichen Gesicht.

Von dem Fußballplatz aus hat man einen wunderschönen Blick auf das Valle de Aburrá, das Tal, durch das sich die Megametropole Medellín schlängelt. Im Süden, wo die Schönen und Reichen wohnen, geht langsam

die Sonne unter. Julian sagt, dass es ein Wunder Gottes war, dass die Guerilla ihn und seine Familie verschonten. Alle Nachbarn in ihrem Dorf „San Luis“ wurden verschleppt und erschossen. Vielleicht lag es daran, dass sein Vater ein Restaurant hatte und die Guerilleros gratis bewirtete. Die Eltern flüchteten nach „Cocorna“, einem benachbarten Dorf, und später nach Medellín. Kurz darauf hatte der Vater eine andere Frau und verließ die Familie. Julian wuchs mit seiner Mutter und seinem Bruder in einem Slum auf.

Bevor Julian die Serie im Fernsehsender Caracol gesehen hatte, wusste er nur, dass Pablo ein reicher Drogenboss gewesen war. Die Serie hat sein Bild von Pablo verändert. Vorher dachte er, dass Pablo eine Bestie war, doch dann habe er begriffen, dass auch er ein Herz hatte, weil er den Armen gab. Trotzdem ist er davon überzeugt, dass es für die Taten keine Vergebung von Gott geben würde. „Wie kann man ein kleines, unschuldiges Mädchen umbringen“, fragt er mich kopfschüttelnd. Pablo war intelligent, er hatte viele gute Charakteristika, die er allerdings genutzt hat, um Böses zu tun, meint Julian. „Die Zeit von Pablo war sicher besonders. Aber auch ich habe den Tod schon gefühlt. Mein Freund lief zur Metro-Station und sie haben ihn umgebracht, nur weil er hier aus dem Viertel stammt!“ Tränen schießen in Julians Augen. „Wenn ich schon Angst vor dem Tod fühle, obwohl ich überhaupt nichts getan habe, wie müssen sich dann wohl diese Menschen wie Pablo gefühlt haben, die in ständiger Todesangst vor ihren Feinden lebten?“, fragt er eher sich als mich. „Wieso werden so viele Kinder und Jugendliche zu Killern?“, frage ich ihn. „Wegen der Einsamkeit“, antwortet er ohne zu Zögern. Viele Kinder und Jugendliche seien den ganzen Tag alleine zu Hause im Viertel. Die Banden versprechen Anerkennung und Geld. Die materialistische Gesellschaft vermittele die Botschaft: Du bist nur was, wenn du Geld hast. Auch Julian bekam das Angebot einer Bande beizutreten. Er lehnte ab. „Meine Eltern haben mir bestimmte Prinzipien mitgegeben und an die halte ich mich“. Die Erziehung und der Fußball haben ihn schließlich gerettet. „Beim Fußball konnte ich den ganzen Druck ablassen. Pablo hatte solche Prinzipien wohl nicht.“ In der Fernsehserie sagt die Mutter zu Pablo: „Pablo, wenn du etwas Schlimmes machst, dann mach es gut.“ „Jetzt gibt es in Medellín viele Pablos, viele Menschen, die so sein wollen wie er. Auch hier in meinem Viertel spielen die Kinder, sie seien Pablo und erschießen sich gegenseitig. Er ist cool, er ist für viele ein Held und viele vergessen oder verdrängen einfach, was für ein schlimmer Mensch er war“, sagt mir Julian.

Er möchte gerne Modedesign studieren, aber das ist teuer und wird nicht möglich sein. Zweiter Berufswunsch wäre Sportlehrer. Das ist schon wahrscheinlicher, aber die Familie hat kein Geld, in zwei Monaten steht die Zwangsräumung ihrer Sozialwohnung an, weil sie seit einigen Monaten die 20 Euro nicht bezahlt haben. Julian stürmt wieder auf den Fußballplatz. Hier

ist er in seinem Element und kann alles um sich herum vergessen. Zumindest für eine kurze Zeit.

Anna Maria, 18, Studentin

An diesem Samstagabend Ende Januar ist es frisch im Barrio „Las Flores“. Dabei war es am Mittag noch 32 Grad warm war. Die Menschen, die am Gottesdienst teilgenommen haben, tragen Jacken und Pullover. Anna Maria Bedoya braucht sich nicht warm anzuziehen, denn sie ist ständig in Bewegung. Als Mitglied der Jugendgruppe der Kirchengemeinde hilft sie dem Pfarrer den Altar aufzubauen, die Jungfrauenstatue zu transportieren und die Kommunion zu erteilen. Anna ist ein wenig erschöpft, weil sie schon seit 5 Uhr morgens auf den Beinen ist, aber sie ist trotzdem bereit sich mit mir zu unterhalten. Seit vier Jahren lebt sie hier im Viertel mit ihrer Zwillingsschwester, ihrer Mutter und ihrem Onkel. Ihr Vater starb vor einigen Jahren an einem Herzinfarkt.

Anna studiert an einer privaten Universität „Gestión Administrativa“, was in Deutschland in etwa einer Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten entspricht. „Ich möchte das aber nur machen, um dann meinen Traum zu verwirklichen: Schauspiel studieren“, erzählt mir Anna und ihren braunen Augen leuchten dabei. Dabei weiß sie genauso gut wie ich, dass das kaum möglich sein wird. Denn in Kolumbien Arbeit zu finden ist für Verwaltungsfachangestellte schwierig, für Schauspieler so gut wie unmöglich. „Ich würde gerne in einem anderen Viertel leben, irgendwo, wo es ruhiger ist“, sagt sie und die Euphorie ist aus ihrer Stimme gewichen. Anna hat viele Schießereien in ihrem Viertel miterleben müssen. Der Chef einer Bande aus einem angrenzenden Viertel ist ihr Cousin. Wenn es „heiß“ wurde, wie man hier sagt, dann wurde sie telefonisch von ihrem Verwandten gewarnt. „Jedes Mal, wenn die Schüsse fielen, dachten wir, dass unser Cousin tot ist, es war schrecklich.“ Aber der Cousin lebt, heute jedoch in einem anderen Viertel. Er ist immer noch Mitglied einer Bande und sagt, dass er schon viele Menschen auf dem Gewissen habe. Seine Mutter wurde vor seinen Augen umgebracht, als er acht Jahre alt war. Seitdem ist er auf den kriminellen Pfad abgedriftet.

Ich frage Anna, was sie von Pablo Escobar hält. „Ich glaube, dass er viele guten Seiten hatte“, antwortet sie mir. Aber sie sei auch persönlich betroffen, weil ihr Vater jahrelang als Drogenhändler für Pablo gearbeitet habe. Er wurde auch schon oft beschossen, aber die Kugeln haben ihn nie getötet. Manche meinen sogar, Annas Vater habe einen besonderen Körper, dem Kugeln nichts anhaben könnten. Annas Onkel, mit dem sie zusammenlebt, hat früher der ganzen Familie Escobar in seinem Frisörladen „Tres Pelos“ die Haare geschnitten. „Pablo war immer sehr nett zu meiner Familie, er war

höflich, großzügig und mochte die Menschen in Medellín“, sagt Anna. Sie persönlich interessiert sich aber nur für die Geschichte von Pablo, weil es ihre eigene Familie betrifft, ansonsten will sie von dem Drogenboss eigentlich nichts wissen. Doch viele in ihrem Umfeld sprechen regelmäßig und immer nur im positiven Sinne von Pablo. „Sie sagen, dass wenn er noch leben würde, es Medellín dann heute besser ginge – ohne Armut und so viel Gewalt“.

Die Fernsehserie über Pablo Escobar hält Anna für einen Fehler. Als der kleine Sohn ihres Cousins, der Mitglied in einer Bande geworden war, die Serie gesehen hatte, sagte er: „Ich will auch so viele Flugzeuge haben wie Pablo!“ In Deutschland würde man wahrscheinlich über solche Äußerungen lachen. Aber da der Vater des Kleinen wirklich bewaffnet ist, mit Drogen handelt und Menschen umbringt, geben solche Reaktionen eher Anlass zur Besorgnis. Die Wahrscheinlichkeit, dass er Pablo tatsächlich nacheifert, ist hoch. „Ich verstehe wirklich nicht, warum die Menschen immer Macht und Geld wollen. Ich kenne viele Menschen, die viel Geld haben, aber innerlich so leer sind… schrecklich“, sagt Anna und schüttelt den Kopf. Der Pfarrer ruft ihren Namen. Sie ist heute dran und muss „Empanadas“ verkaufen. Das sind frittierte Teigtaschen gefüllt mit Fleisch, Gemüse und Kartoffeln. Mit dem Verkauf finanziert die Kirchengemeinde einige soziale Projekte im Viertel. Als Nächstes wollen sie eine Schule bauen. „Hoffentlich werde ich das noch erleben“, grinst die 18-jährige und verabschiedet sich zum Verkaufsstand.

Maria Paula, 26, Englischlehrerin

Maria Paula Yepes lebt so, wie viele junge Frauen in Kolumbien leben: Mit ihrer Mama, ihrem Bruder und ihrer vierjährigen Tochter Guadalupe, deren Vater sich aus dem Staub gemacht hat. Ihr eigener Vater lebt in einer anderen Stadt mit einer anderen Frau. Die Geschichte ihrer Eltern scheint sich bei ihr wiederholt zu haben. Aber Maria ist trotzdem glücklich: Sie liebt ihren Job als Englischlehrerin, sie liebt ihre Familie und genießt es, jeden Tag die Sonne zu sehen. Im Moment bandelt sie per Internetbekanntschaft mit einem Kolumbianer an, der seit 16 Jahren in London lebt. Er hat sie schon aufgefordert zu ihm zu ziehen, aber das geht ihr zu schnell. „Vielleicht in zwei, drei Jahren – wenn wir uns dann noch mögen“, sagt Maria kühl, was eigentlich gar nicht zu einer Kolumbianerin passt. Sie krempelt ihre Ärmel hoch, die mit Hello-Kitty-Tattoos übersät sind. Sie will sie sich entfernen lassen, per Laser. Kostenpunkt: 800.000 Pesos, knapp 350 Euro. Als ich das Thema auf Pablo Escobar lenke, wirkt sie plötzlich ein bisschen angespannt. „Weißt du, ich war noch sehr klein, als das mit Pablo war, aber ich erinnere mich noch sehr gut an den Aufruhr, den es hier gegeben hat“, beginnt sie nach einigen Momenten der Stille die Unterhaltung. Pablo, meint

sie, konnte die Herzen der Massen erobern, er wusste, welche Strategien er einsetzen musste, um die Armen der Gesellschaft für sich zu gewinnen. Er gab ihnen Häuser und zu essen, was dann schließlich seine schlechten Taten überdeckt habe. Maria glaubt, dass vor allem Pablos Mutter großen Einfluss auf ihn hatte. „Sie war sehr ambitioniert, wollte, dass ihr Sohn Großes erreicht, und hat dementsprechend Druck auf ihn ausgeübt." Pablo hatte alle Voraussetzungen, um etwas Gutes zu schaffen: Eine liebevolle Familie, die ihn unterstützte, nicht reich, aber wohlhabend. Aber er wollte das schnelle Geld und er hat es bekommen. Maria glaubt, dass die Geschichte mit Pablo auch anders hätte, verlaufen können, wenn die Regierung mit ihm verhandelt hätte. Die harte Linie des Staates habe zu einem vermeidbaren Krieg mit zu viel Leid für die Zivilbevölkerung geführt. „Man hätte mit ihm verhandeln können, schließlich war das Einzige, was er wirklich forderte, dass er niemals ausgeliefert werden würde", sagt Maria. Pablo sei zu mächtig gewesen, mächtiger als die Regierung und deshalb sei es dumm gewesen, einen Krieg gegen einen so mächtigen Mann zu führen. „Wenn so ein genialer Krimineller wie Pablo in einem Land agiert, wo die Justiz und die Moral nicht funktionieren, dann wundert es mich gar nicht, dass es zu so einem Blutbad kommt", meint Maria.

Inwiefern ist Pablo Escobar heute noch präsent? Sie zuckt mit den Schultern, was wohl suggerieren soll, dass sie meine Frage nicht sonderlich intelligent findet. „Jeder in diesem Land kennt Pablo und jeder kann dir eine Geschichte über ihn erzählen. Und immer, wenn jemand seinen Namen ausspricht, passiert das mit einem unterschwelligen Stolz und einer Form des Respekts. Irgendwie verehrt ihn jeder ein bisschen, sogar seine Feinde." Maria glaubt, dass wenn die Kolumbianer heute Pablo Escobar auf der Straße treffen würden, sie gleich ein Foto mit ihm machen und auf Facebook posten würden. „Die Hacienda Napolés ist ein beliebtes Ausflugsziel, aber nicht wegen dem schönen Park, sondern weil Pablo sie errichtet hat!", erhitzt sich Maria, die sich immer mehr in Rage redet. „Die Leute müssen sich mehr mit ihrer eigenen Geschichte beschäftigen, um wirklich zu kapieren, was damals hier abgegangen ist!" Dabei ist Maria durchaus selbstkritisch. Bevor die Fernsehserie über Pablo Escobar im Fernsehen lief, habe auch sie ihn idealisiert. Doch nachdem sie gesehen hat, was in Medellín in dieser Zeit passierte, habe sie ihre Meinung über Pablo geändert. „Wir haben jede Menge Pablitos in Medellín, also junge Leute, die wie Pablo sein wollen, und ihn nachahmen", sagt Maria. Trotzdem glaubt sie nicht, dass es jemals wieder so jemanden wie Pablo geben wird, weil der Drogenhandel heute viel stärker bekämpft und kontrolliert wird, sodass es für eine Person unmöglich ist, soviel Marktmacht zu akkumulieren. „Aber die Idee des schnellen Geldes wird hier bleiben – für immer", sagt sie am Ende unseres Gesprächs.

11. Licht und Schatten in Kolumbien - 20 Jahre nach Escobar

Zwei Jahrzehnte nach Pablo Escobars Tod gibt es Hoffnung für Kolumbien. Hoffnung, dass ein mehr als 40 Jahre alter Bürgerkrieg bald zu Ende gehen kann und dass das Land einen Wirtschaftsboom erfährt, dessen Gewinn sozial gerecht verteilt wird. Zuerst zu den Friedensverhandlungen.

Seit mehr als zwei Jahren befindet sich die Regierung unter Präsident Manuel Santos in Geheimverhandlungen mit der FARC-Guerilla. Unmittelbar an den Verhandlungen Beteiligte, sagen, dass es im Wesentlichen nur noch um Detailfragen geht, ein Abkommen aber so gut wie sicher sei. Das bestätigen sogar Männer aus dem Lager von Alvaro Uribe, dem ehemaligen Präsidenten, der von den Verhandlungen nichts hält und der die Guerilla nach wie vor militärisch zur Kapitulation zwingen will.

In zahlreichen Hintergrundgesprächen, u.a. mit der Deutschen Botschaft in Bogotá, der Friedrich-Ebert-Stiftung, der Konrad-Adenauer-Stiftung und der International Crisis Group in Bogotá, wurde mir immer wieder deutlich gemacht, dass diese Friedensverhandlungen andere sind, als die vorangegangenen, welche stets gescheitert waren und die viele Kolumbianer den Glauben an eine politische Lösung des Konfliktes habe verlieren lassen. Niemals zuvor, so die Experten unisono, seien die Gegebenheiten so günstig, die FARC zum Frieden zu bewegen: Die Guerilla ist militärisch extrem geschwächt, viele bekannte Führungspersönlichkeiten wie Manuel Marulanda, Carlos Reyes und Alberto Cano wurden in den letzten Jahren ausgeschaltet. Darüber hinaus konzentrierte sich der Kampf der Regierung gegen die Rebellen in den letzten Jahren vor allem darauf, die Finanzierungsquellen der Guerillas trocken zu legen, d.h. vor allem den Drogenhandel und den Geldfluss zu unterbinden. Zwar waren diese letzteren Maßnahmen nur bedingt erfolgreich, zusammen mit den zahlreichen militärischen Offensiven und dem dadurch entstandenen Führungsvakuum ist die Guerilla aber insgesamt extrem geschwächt worden. Allein zwischen 2002 und 2009 wurden 12.000 FARC-Kämpfer getötet, weitere 12.000 inhaftiert, und 17.000 demobilisiert. Im Moment rechnet die Regierung noch mit ca. 9.000 aktiven Kämpfern bei der FARC und 2.000 bei der kleineren Guerillaorganisation ELN. Die FARC ist also extrem geschwächt – aber keineswegs besiegt. Vor allem in ihren Hochburgen im Süden Kolumbiens regieren sie relativ unbeeindruckt weiter.

Trotzdem ist den noch verbliebenen Guerilla-Führern klar, dass sie ihre politischen Ziele militärisch nicht werden durchsetzen können. Sie scheinen des Dschungelkampfs zunehmend müde zu werden. Darüber hinaus hat die Regierung Santos gegenüber den Nachbarstaaten Ecuador und Venezuela verbal extrem abgerüstet, was den Rückzug der Guerilla in diese Staaten er-

schwert. Außerdem ist mit dem Tod von Hugo Chávez ein wichtiger Unterstützer der FARC verschwunden - auch wenn Chávez seine Hilfen offiziell immer dementiert hatte.

All dies zusammengenommen scheint die Motivation gebildet zu haben, in ernsthafte Verhandlungen mit der Regierung einzutreten. Die zentralen Punkte des Abkommens sind: Agrarpolitik, politische Partizipation, Konfliktbeendigung, Beendigung des Drogenhandels, und Opfergerechtigkeit. Vor allem der erste Punkt, die Agrarpolitik, ist der wichtigste und schwierigste. Dabei geht es darum, den Guerilleros, die fast alle aus ländlichen Gebieten stammen, dort eine Perspektive zu ermöglichen. D.h. ihnen soll Land zur Verfügung gestellt und eine Infrastruktur (Straßen, Schulen, Krankenhäuser) geschaffen werden. Doch niemand gibt in Kolumbien gerne freiwillig Land ab. Hier werden Großgrundbesitzer und der Staat schmerzhafte Zugeständnisse machen müssen. Die politische Partizipation der Guerilla ist dagegen relativ unproblematisch, und eher eine Frage der Gestaltung. Momentan wird diskutiert, dass die Guerilleros sich einer politischen Partei anschließen und direkt Plätze im Kongress bekommen könnten. Analysten schätzen, dass die gesamte Linke in Kolumbien ein Potenzial von ca. 30% der Stimmen hat, während die FARC ca. 10% bekommen könnte. Dass die Linke in Kolumbien im Vergleich zu den Nachbarstaaten Venezuela und Ecuador, wo es ja in den vergangenen Jahren einen Linksruck gegeben hat, relativ schwach ist, liegt daran, dass auch die ärmeren Teile der kolumbianischen Gesellschaft eher konservativ wählen.

Trotzdem macht die Vorstellung einer akzeptierten, starken linken politischen Bewegung der Rechten in Kolumbien Angst. Jahrzehntelang konnte man die Linken als Narco-Terroristen brandmarken, sie entführen und die Zivilbevölkerung drangsalieren. Dieses Feindbild könnte nun entfallen und dazu führen, dass die Linke in Kolumbien insgesamt eine Stärkung erfährt. Von venezolanischen Verhältnissen ist Kolumbien weit entfernt. Doch falls es nicht gelingt den wachsenden Wohlstand gerecht zu verteilen, so sagten es mir konservative Kreise in Bogotá, könnte die Gewalt in Zukunft noch zunehmen.

Der Aspekt der Opfergerechtigkeit spielt bei den Friedensverhandlungen nur eine marginale Rolle. Für uns Europäer ist das nur schwer verständlich: Soll jemand, der Hunderte Morde an Frauen und Kindern angeordnet oder auch selbst begangen hat, einfach straffrei davonkommen? Im Endeffekt ist es eine rationale Abwägung, denn das Friedensabkommen ist ein Kompromiss. Beide Seiten müssen schmerzhafte Zugeständnisse machen. Doch klar ist auch: Keiner der Guerilla-Führer wird sich freiwillig für den Rest seines Lebens hinter Gittern begeben.

Als ich mit Maria Monteiro darüber spreche, kann sie sich nur schwer

unter Kontrolle halten. Ihre Hände beginnen zu zittern, ihre Pupillen weiten sich. Die sonst so ruhige Frau, die mich nett zum Kaffee eingeladen hat, wird laut. „Das darf nicht sein… es darf nicht sein, dass diese Menschen ungeschoren davonkommen!“ Und Maria hat allen Grund das zu fordern. Sie stammt aus einem kleinen Dorf im Osten Antioquias. Sie lebte dort mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen auf einer kleinen Finca. Sie waren nie reich, aber hatten genug zum Leben – Avocados, Kartoffeln, Kühe, Schweine und Hühner - bis sie eines Tages die Explosionen hörte. „Es war mitten in der Nacht, als die Gefechte begannen“, erzählt Maria, sichtlich aufgewühlt. Ein paar Stunden später wurde die Haustür geöffnet und bewaffnete Uniformierte kamen herein. Der Familie war schnell klar, dass es keine Regierungssoldaten waren. „Sie schrien meinen Mann an und fragten ihn, warum er das getan habe?“ Maria und die Kinder weinten, als die Guerilleros ihren Mann schlugen. Schließlich schleiften sie ihn aus dem Haus. Seit dem Tag hat sie ihn nicht mehr gesehen. „Sie glaubten vielleicht, mein Ehemann habe sie verraten. Oder würde mit der Armee zusammenarbeiten… aber es war nicht so! Er war nur ein Bauer…“ Aus Angst vor weiteren Repressalien und vor den schweren Kämpfen in der Region, entschloss sich Maria mit ihren Söhnen nach Medellín zu fliehen. Erst lebte sie in „Moravia“, einer Slumsiedlung in der Nähe des Zentrums, später in einer Sozialwohnung. 40 Quadratmeter, für vier Personen. Auch sie freut sich über die Friedensverhandlungen, aber dass die Guerilleros, die ihren Mann verschleppt haben, straffrei davon kommen sollen, das kann sie nicht verstehen. „Ich will, dass sie für das bezahlen, was sie getan haben!“, erklärt sie mit einem eisernen Gesichtsausdruck. Ich kann sie verstehen.

Doch dass das passiert, was sich Maria und viele Tausend andere Kolumbianer wünschen, ist beim jetzigen Stand der Friedensverhandlungen so gut wie unmöglich. Die kolumbianische Regierung sieht das Ganze eher pragmatisch: Einzelne FARC-Führer werden zu milden Strafen verurteilt oder die Strafvollstreckung wird ausgesetzt. Andere bekommen eine komplette Amnestie.

Auch wenn der Optimismus bei diesen Friedensverhandlungen groß ist, so würde die wahre Arbeit erst nach dem Freudentaumel über die Unterzeichnung des Friedensabkommens beginnen. Denn all die vertraglich festgelegten Punkte müssten dann auch umgesetzt werden und da sehen viele Kolumbianer das Problem, weil zwischen Papier und Realität eine große Lücke klafft. Das sehen die Bürger hier auch immer wieder an der Verfassung: Kolumbien hat eine der umfangsreichsten Verfassungen der Welt – von Kinderrechten bis zum Umweltschutz ist alles genau geregelt. Es liest sich wie ein Märchen und ist für viele Bürger hier auch eins – ein Fantasieprodukt auf Papier, das mit der Lebenswirklichkeit nichts zu tun hat. Deshalb ist die

tatsächliche Umsetzung eines möglichen Friedensabkommens so wichtig, um die eigenen Bürger wirklich zu überzeugen, dass es diesmal ernst ist und dass die Verhandlungen einen Effekt haben werden. Dabei bleibt abzuwarten, wie sich die FARC im Falle einer Vertragsunterzeichnung verhalten. Seit der Tötung der Führungspersönlichkeiten und der militärischen Schwächung ist die Guerilla stark fragmentiert und operiert zunehmend dezentralisiert. Das hat das Problem zur Folge, dass kaum davon auszugehen ist, dass die gesamte FARC-Armee die Waffen niederlegen wird.

Vor allem die FARC-„Frente" im Süden, die unter dem Kommando von Rodrigo Lodoño Echeverri, alias „Timochenko", dem Nachfolger von Alfonso Cano, operiert, wird sich wohl nicht an dem Abkommen beteiligen, da sie nach wie vor große Ländereien kontrolliert und sich durch den Kokain-Handel finanziert. Es ist ein Dilemma: Je schwächer und damit zersplitterter die Organisation wird, desto schwieriger wird es, ein für alle Gruppen gültiges Friedensabkommen zu entwerfen.

Der zweite Hoffnungsschimmer am fast immer blauen kolumbianischen Himmel ist das wirtschaftliche Potenzial des Landes. Wenn es wirklich zu einem Friedensabkommen kommt und sich die Sicherheitslage stabilisiert, könnte das einen Wirtschaftsboom auslösen, der seinesgleichen sucht. Kolumbien verfügt über Rohstoffe, fruchtbare Ländereien, niedrige Löhne und eine stark prosperierende Mittelschicht. Die britische HSBC-Bank zählt Kolumbien zu den zehn dynamischsten Ländern überhaupt. Andere Analysten gehen davon aus, dass Kolumbien – bei den eben beschriebenen Bedingungen – bis 2050 durchschnittliche Wachstumsraten von vier Prozent pro Jahr aufweisen könnte, oder, wie es mir jemand vom Auswärtigen Amt deutlich machte: „Das Land hat wirtschaftlich noch die Handbremse gezogen." Die Deutsch-Kolumbianische Handelskammer ist bereits nervös ob der vielen Möglichkeiten, die sich in Kolumbien für deutsche Investoren und Exporteure eröffnen. 2013 soll Deutschland erstmals mehr nach Kolumbien exportieren als importieren.

Bleibt zu hoffen, dass die positive wirtschaftliche Entwicklung auch bei der Bevölkerung ankommt. Das war in der Vergangenheit kaum so. Vor allem die Erträge aus der Minenexploration landeten oftmals in den Händen weniger. Kritiker werfen deshalb Präsident Santos vor, er erwirke nur das Friedensabkommen, damit alle Minen (auch in Naturschutzgebieten) in Zukunft in Ruhe ausgebeutet werden können, um die wirtschaftlichen Eliten des Landes noch reicher zu machen. Doch das Thema Soziale Gerechtigkeit wird der Gradmesser für die zukünftige soziale Stabilität des Landes sein. Wenn die Regierung es nicht schafft, für Verteilungsgerechtigkeit zu sorgen, wird erstens, kein dauerhafter Frieden möglich sein und zweitens, wären soziale Unruhen durchaus denkbar. Für die Etablierung eines dauerhaften

Friedens zählt aber auch die Schaffung von Perspektiven für die rund vier Millionen Binnenflüchtlinge.

An einem kleinen Holz-Kiosk verkauft Miriam Alba Barón Hernández Kaugummis, Lutscher und Eis. Nebenbei wäscht sie noch für Privatkunden und nimmt alle möglichen Gelegenheitsjobs an. Sie ist eine kleine, rundliche Frau mit großen, freundlichen Augen und langen, lockigen dunkelbraunen Haaren. Mittlerweile ist sie 56 Jahre alt und lebt seit fünf Jahren in einem Neubauviertel im Nordwesten Medellíns, gemeinsam mit ihrem Mann, ihrem Sohn und ihrer Tochter. Sie stammt ursprünglich aus einem Dorf östlich von Medellín. Dort lebte sie mit ihren sieben Schwestern und ihren Eltern, bis eines Tages Paramilitärs kamen und ihren Vater verschleppten, den sie seither nicht mehr gesehen hat. „Zu meiner Schwester sagten sie, dass wenn sie nicht sofort verschwinden würde, sie ihr den Kopf abschneiden würden", erzählt mir Miriam. Also kam die ganze Familie nach Medellín. Doch für Miriam war das nicht das Ende des Albtraums.

Sie bekam das Angebot, eine Sozialwohnung zu beziehen. Dafür müsse sie lediglich 20 Euro monatlich bezahlen und ein paar Jahre später solle ihr die Wohnung gehören. Die Familie zog ein, zwei Tage später begannen die Schießereien. In ihrem Viertel kämpften zwei Banden um die Vorherrschaft im Drogengeschäft. Blindgänger, sogenannte „Balas Perdidas", drangen in ihr Wohnzimmer ein. Miriam und ihre Familie legten sich dann immer auf den Boden und beteten. Bei ihren Nachbarn hatte eine Kugel die Mauer und den Kühlschrank durchschlagen. Nur um Haaresbreite überlebte der anderthalbjährige Sohn, der auf dem Fußboden spielte. Miriam ist eine starke Frau, die sich nicht alles gefallen lässt. Das wurde für sie zum Problem, als sie sich mit den Jugendlichen der Bande anlegte, weil diese eine Wasserpumpe zerschossen hatten. Sie bedrohten Miriam: „Sie sagten mir, dass sie mich erschießen würden, wenn ich noch mal auftauche." Also schwieg Miriam fortan. Sie schloss sich in ihre Wohnung ein und betete, dass ihrem Sohn und ihrer Tochter nichts passiert, wenn sie zur Bushaltestelle liefen. So ging es die ersten zwei Jahre in ihrem Viertel zu. Viele der Bandenmitglieder wohnten nur zwei Stockwerke über ihr. Zu jeder Uhrzeit gingen die Schießereien los. Irgendwann kam die Polizei und brachte die Leichen und Verletzten weg. Eines Tages, nach einer stundenlangen Schießerei mit mehr als acht Toten, die vom kolumbianischen Militär weggebracht wurden, war plötzlich alles vorbei. Die Bande des anderen Viertels hatte gewonnen. Seitdem gibt es keine Schießereien, keine Toten, keine „Balas Perdidas" mehr. Der Drogenhandel ist jetzt in der Hand einer Gruppe, deren Anführer in einem Reichenviertel Medellíns, am anderen Ende der Stadt lebt. Es ist ein falscher Frieden, aber den Menschen wie Miriam ist das egal. Sie ist einfach nur froh, dass sie ohne Angst auf die Straßen gehen kann.

In anderen Vierteln Medellíns findet sich eine andere Realität. In der „Comuna13“ zum Beispiel, wo der frühere Präsident Alvaro Uribe die medienwirksame Militäroperation „Orion“ im Jahr 2002 angeordnet hatte, um kriminelle Banden, die für die Guerilla arbeiteten, zu vertreiben. In den Jahren danach gab es ein Stillhalteabkommen mit den Paramilitärs, zu denen Uribe gute Kontakte pflegte und die diese Zone von nun an beherrschten. Medellín war auf einem guten Weg: Innerhalb von fünf Jahren sank die Mordrate um 80%. Die Stadt, die einst als gefährlichste der Welt galt, schien sich zur Vorzeigestadt Lateinamerikas gewandelt zu haben. Diese Euphorie ist in den letzten zwei Jahren gewichen. Die Drogenkartelle, die zum Großteil aus ehemaligen Paramilitärs bestehen, versuchen erneut in Medellín Fuß zu fassen – mit erheblichen Konsequenzen für die Bevölkerung. Namentlich zu nennen sind dabei die Gruppen „Rastrojos“ und „Urabeños“. Die „Rastrojos“ sind die Nachfolger des Cali-Kartells, im Südwesten Kolumbiens, während die Urabeños den Norden Kolumbiens kontrollieren. Beide Gruppen sind militärisch organisiert und verfügen über ca. 1.000 – 1.500 bewaffnete Kämpfer. Ihre Haupteinnahmequellen sind Marihuana, Kokain- und Heroinhandel sowie innerhalb Kolumbiens Entführungen und Schutzgelderpressungen. In Großstädten kooperieren diese Gruppen mit lokalen, dezentral organisierten Banden, die über die Organisationen Geld und Waffen beziehen.

Das Medellín-Kartell von Pablo Escobar wurde auch nach dessen Tod von dem im Süden Medellíns liegenden Envigado weitergeführt. Allerdings von „Don Berna“, der mit der Gruppe „Los Pepes“ letztlich für Pablos Tod verantwortlich war. Dieses „Oficina de Envigado“, das „Büro Envigados“, wie die Gruppe von Drogenhändlern genannt wird, geriet in den letzten Jahren immer mehr in Konflikt mit den anderen Gruppen „Rastrojos“ und „Urabeños“, die versuchten in Medellín Fuß zu fassen. Das Resultat sind Bandenkriege, vor allem in den Armenvierteln Medellíns. Es gibt sogenannte. „unsichtbare Grenzen“, die die Bewohner nicht überqueren dürfen. In manchen Vierteln signalisieren rote Punkte, wem das Territorium gehört. Die Banden kämpfen Meter für Meter, Barrio für Barrio. Haben sie sich einmal festgesetzt, kassieren sie Schutzgelder und zeigen sich als moralische und juristische Autorität im Viertel. Wenn Frauen zu aufreizend gekleidet sind, wenn Straßenkinder oder Drogenabhängige im Viertel unterwegs sind, wenn Nachbarn sich streiten, greifen die Banden ein und sorgen für die Umsetzung ihrer Auffassung von Recht und Ordnung. Polizei und Justiz sind hier weit weg. In vielen Vierteln Medellíns ist die Polizei gar nicht mehr präsent, bzw. kommt nur noch mit einem massiven Aufgebot zu spezifischen Razzien, die den lokalen Banden oft vorher bekannt sind. Jeden Tag gibt es Nachrichten über Tote, Verletzte, Entführte und Verschwundene in den

Armenvierteln. Somit sind die „Bacrim“, die kriminellen Banden, für die Mehrheit der kolumbianischen Gesellschaft ein wesentlich größeres Problem als die dezimierte Guerilla, die in ländlichem Gebiet agiert.

12. Die unglaubliche Geschichte des Diego Rendon

Doch es gibt auch Geschichten in Kolumbien, die Hoffnung machen. Eine davon ist die von Diego Rendon. Als ich ihn treffe, schneidet er gerade mit einer scharfen Rasierklinge einem kleinen Jungen die Haare. Im Hintergrund läuft laute Reggeaton-Musik. Diego arbeitet schnell und präzise. Seit einem halben Jahr besitzt er einen kleinen Frisörladen im vornehmen Viertel „Laureles“. „Jeder Tag ist ein Kampf“, sagt Diego, „aber wenigstens bin ich gesund und habe Arbeit.“

Dass Diego heute in seinem Laden steht, verdankt er nicht nur seiner unglaublichen Disziplin und dem absoluten Willen, etwas aus seinem Leben zu machen, sondern auch einer Reihe von Schutzengeln, die den 24-jährigen bis heute begleitet haben. Kurz nach der Geburt hatten ihn seine Eltern weggegeben. Diego wuchs bei verschiedenen Verwandten auf, von denen ihn aber keiner so recht haben wollte. Seinen Vater hat er seitdem gar nicht mehr gesehen.

Als Diego 13 Jahre alt war, fragte ihn ein Freund, ob er nicht etwas Geld verdienen wolle. Er müsse nur ein Paket von einem Barrio ins andere transportieren. Diego wusste bereits zu dem Zeitpunkt, dass das seine Eintrittskarte in die Bande „Los Pillos“ sein würde, die in seinem Viertel das Sagen hatten. Diego strengte sich an und tat alles, was der „Duro“, der Chef der Bande, verlangte. „Wenn morgens die LKW mit den Milchkannen kamen, bin ich erst mal hin und habe abkassiert“. Diego erpresste Schutzgelder, lieferte Drogen und sammelte Informationen über die Aktivitäten gegnerischer Gruppen. Schon in kurzer Zeit war er ein vollwertiges Mitglied seiner Bande. Seitdem trug Diego stets eine Pistole am Körper. Es war eine lukrative Zeit für ihn, vor allem, weil sein Viertel „Camila“ direkt neben dem berüchtigten Gefängnis „Bellavista“ im Norden Medellíns lag. Es gibt wohl kaum einen Ort in der Stadt, wo so viel kriminelle Energie in einem Punkt kulminiert. „Wir haben alles ins Gefängnis geschmuggelt: Whiskey, Drogen, Waffen“, erzählt mir Diego. Zu dem Zeitpunkt - Diego war 14 Jahre alt – ahnte er nicht, dass es bald vorbei sein würde mit „Los Pillos“. Eine gegnerische Bande machte Diegos Truppe ein Friedensangebot. Gemeinsam sei man schließlich stärker.

Als es zum Treffen kam, wurden sechs Mitglieder von Diegos Gruppe hingerichtet. Diego konnte fliehen, musste aber raus aus Medellín. Allein

die Tatsache, dass er zu „Los Pillos“ gehört hatte, war sein Todesurteil. Diego floh nach Cartagena, an die Karibikküste. „Am Anfang ging es mir dort sehr gut, ich hatte Geld und konnte in Hotels wohnen“, erzählt Diego. Doch irgendwann ging das Geld aus. Er landete auf der Straße, wurde zum Straßenkind. Barfuß, in zerrissenen Klamotten, lief er durch die Straßen von Cartagena, um zu stehlen oder Leute auszurauben. Gemeinsam mit anderen Kindern, die er kennenlernte, schnüffelte er „Sakol“ (Kleber), rauchte Marihuana oder „Pepe“, ein Abfallprodukt, das bei der Kokainproduktion entsteht und hochtoxisch ist. Alles, um der Realität und dem Hunger zu entfliehen. „An jedem Tag, an dem ich aufwachte“, so Diego, „dachte ich, dass ich sterben würde. Aber ich wollte nicht sterben“.

Eines Tages, Diego lebte bereits zwei Jahre auf den Straßen der alten Kolonialstadt Cartagenas, lernte er die Sozialarbeiterin Margarita von dem Projekt „Niños de Papel“ (Papierkinder) kennen. Am Anfang hielten sie nur ein wenig Smalltalk auf der Straße, bis Margarita ihn dazu überreden konnte, doch mal ihr Projekt zu besuchen. Diego kam unregelmäßig zu Besuch. Er bekam eine Matratze, etwas zu essen und konnte gehen, wann er wollte. Nach ein paar Monaten machte ihm Margarita das Angebot, in eines ihrer Häuser zu ziehen und zur Schule zu gehen. Diego überlegte und sagte zu.

„Die erste Zeit war unglaublich hart“, erzählt Diego. „Ich war an ein so geordnetes Leben überhaupt nicht mehr gewöhnt! Ich war aggressiv, hab mich geprügelt und dann kam noch der Drogenentzug dazu…“. Nicht viele der Kinder schaffen es, die Freiheit der Straße aufzugeben und sich den Regeln einer Institution zu unterwerfen. Diego hat es geschafft. Er ging zur Schule, bekam psychologische Betreuung und wurde von Tag zu Tag ruhiger und gefestigter.

Nach zwei Jahren entschloss sich Diego nach Medellín zurückzukehren. Zuerst lebte er bei einem Cousin und verdingte sich als Kellner in einer Bar, bis er von einem Freund das Angebot bekam, in seinem Laden als Friseur zu arbeiten. In Kolumbien braucht man dafür keine Ausbildung. Diego lernte schnell und machte seine Sache gut. Der Frisörladen in Caldas, eine halbe Autostunde südlich von Medellín, brummte. Diego schien es geschafft zu haben: Die Kunden mochten ihn, er hatte Geld, kaufte sich ein Motorrad und hatte eine Freundin. Sein Leben erschien plötzlich wie ein Traum, der eines Morgens zerplatzte.

Als Diego aus dem Bus stieg, um zum Frisörladen zu gehen, wurde er von Soldaten gestoppt. Sie forderten ihn auf seine „Libreta Militar“ zu zeigen, eine Karte, die beweist, dass er von der Wehrpflicht, die in Kolumbien obligatorisch ist, entbunden ist. Diego hatte keine. Und plötzlich ging alles ganz schnell: Er wurde auf einen Lastwagen gebracht und in die Kaserne gefahren. Keine Meldung bei seinem Chef, kein Anruf bei der Freundin oder der

Familie. Das konnte er erst einen Tag später machen. Er bekam eine Uniform und war von nun an Soldat. Es folgten ein paar Monate Grundausbildung. Diego machte Krafttraining und lernte Schießen, dann ging es in den Kampfeinsatz. Seine Gruppe wurde in den feuchttropischen Urwald des Chocós im Nordwesten Kolumbiens geschickt, um FARC-Guerilleros zu jagen. 18 Monate lang schlief Diego auf dem Boden im Wald, drei Mal wurde er in Gefechte verwickelt. „Beim ersten Mal hatte ich verdammt viel Angst. Die Schießerei dauerte eine halbe Stunde. Gott sei Dank ist mir nichts passiert". Während der ganzen Zeit bekam er nicht einmal seinen Feind zu Gesicht. Ob und wie viele Kämpfer Diego und seine Truppe töteten, wissen sie nicht. Die Guerilla nimmt Tote und Verletzte immer mit. Monatelang betrat Diego kein Dorf, hatte kein Fernseher, keinen Kontakt zur Familie. Doch er hatte Glück.

Da er mittlerweile das Friseurhandwerk erlernt hatte, schnitt er den Männern seiner Truppe die Haare und war sehr beliebt. Er schlug sich durch, ohne Verletzungen. „Im Nachhinein war es keine schlechte Zeit", erzählt Diego, während er seinem Kunden eine Ladung Gel in die Haaren verteilt. „Ich hab' viel Disziplin bekommen und gelernt mit mir selber klarzukommen."

Nach einem Jahr und acht Monaten war plötzlich wieder alles vorbei. Diego ging nach Hause zu seiner Familie. Seine Freundin war mittlerweile weg, seine Stelle als Friseur hatte ein anderer. Diego fing wieder von vorne an. Er arbeitete jetzt in einer Druckerei bei einem Cousin und studierte abends und am Wochenende Grafikdesign an einer privaten Universität in Medellín. Er kam auf die Beine. Kaufte sich wieder ein Motorrad, hatte viele Aufträge und eine neue Freundin. Egal ob Friseurhandwerk oder Computerdesign – Diego schien für beides ein Händchen zu haben. Es ging ihm gut, sehr gut. Bis zum September 2011. Diego war mit ein paar Freunden Fußballspielen. Anschließend tranken sie ein paar Bier und Diego fuhr mit dem Motorrad nach Hause. Es regnete in Strömen und in einer Kurve verlor er die Kontrolle über seine Maschine. „Ich hab mir das linke Bein gebrochen, den linken Arm und mein Schädel war offen." Eine lange Narbe ziert heute seine Stirn. Mehrere Monate war Diego ans Bett gefesselt. Er verlor seinen Job, konnte seine Universität nicht mehr bezahlen und seine Wohnung wurde zwangsgeräumt. Als er nach der Reha wieder zu seinem Cousin zog, war er verzweifelt und hatte obendrein einen Berg von Schulden - für die Uni, für eine nicht abbezahlte Druckmaschine, für nicht erfüllte Aufträge.

Doch er ließ sich nicht unterkriegen. Als er hörte, dass ein Laden im Zentrum einen Friseur suchte, bewarb er sich und bekam den Job. Von zwölf Uhr mittags bis zehn Uhr abends arbeitete er in dem Laden für einen Hungerlohn, bis ihm eines Tages ein Kunde das Angebot machte, ihm Geld für

einen eigenen Salon zu leihen. „Es scheint, als ob ich wirklich immer einen Engel um mich habe“, lächelt Diego. 14 Millionen Pesos, knapp 5.000 Euro, gab ihm der Mann als Kredit, als Startkapital. Diego kaufte Friseurstühle, Scheren, Shampoo, Handtücher und eröffnete schließlich seinen eigenen Laden in „Laureles“. „Die ersten Monate waren ein Minusgeschäft, aber es läuft immer besser“. Im Moment schafft er es gerade, die Kosten zu decken. Er hat kein Motorrad, keine Freundin und kein Geld. Er arbeitet jeden Tag von morgens sechs bis abends zehn Uhr. Ohne Pause, ohne Krankenversicherung. „Ich gebe jetzt Gas, ich will, dass das läuft“. Er ist oft nervös und hat Angst, dass sein Laden Pleite geht. Dann säße er mit noch mehr Schulden da. Doch im Moment sieht es so aus, als ob Diego mal wieder auf dem Weg nach oben ist. Am Abend hat er eine Verabredung mit einem jungen Mädchen. Nur sein altes Viertel im Norden Medellíns meidet er.

13. Fazit

Nach sechs Wochen Recherche ist mir klar: Pablo Escobar ist in Kolumbien so präsent wie noch nie seit seinem Tod 1993. Das liegt sicherlich an der Fernsehserie, die vergangenes Jahr vielen, vor allem jungen Menschen, das Wirken Pablos noch einmal vor Augen geführt hat. Das liegt aber auch daran, dass die Kolumbianer beginnen, sich intensiver mit ihrer eigenen, jüngeren Geschichte auseinanderzusetzen. Die Jugendlichen und jungen Erwachsene, die erst nach Pablos Tod geboren sind, gehen natürlich anders damit um, als die, die die grausame Zeit hautnah miterlebten. Das bedeutet aber auch, dass viele junge Leute, gerade in den Armenvierteln, Pablo glorifizieren, ihm eine Art mystische Aura verpassen, ihn durchaus als Nationalheld ansehen und ihm nacheifern. Schließlich steht Pablo nicht nur für einen brutalen Drogenterrorismus, sondern auch für alle Werte, die wir im Westen so schätzen: Beruflichen Erfolg, Anerkennung, Reichtum und Macht.

Der Drogenhandel, die Mafia-Strukturen und die omnipräsente Gewalt sind ein Erbe Pablo Escobars. D.h. um die Probleme Kolumbiens heute zu verstehen, muss man sich auch mit der Geschichte des „Patrón“ auseinandersetzen. Der Drogenhandel ist der Treibstoff des kolumbianischen Konfliktes. Die Friedensgespräche mit der FARC-Guerilla bieten zwar eine nie da gewesene, historische Chance einen mehr als vierzig Jahre andauernden Bürgerkrieg zu beenden, klar ist aber auch, dass weiterhin tonnenweise Kokain in die USA, Europa und – wie in der letzten Zeit immer häufiger geschehen – nach China gelangen wird, solange dort die Nachfrage besteht. Das bedeutet auch, dass der kolumbianische Konflikt weitergeht. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ist jedoch sicherlich ein wichti-

ger Baustein im anstrengenden Ringen um den Frieden in Kolumbien.

Für die sechs intensiven, bewegten, spannenden und lehrreichen Wochen möchte ich mich ganz besonders bei Padre Samuel Arias Álvarez bedanken, der mich bei meinen Recherchen immer unterstützt hat sowie bei Ute Maria Kilian für das Management dieses wunderbaren Programms der Heinz-Kühn-Stiftung. Dankeschön.